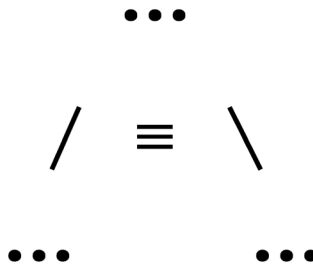


3. AUSWIRKUNGEN

Ziel des dritten Kapitels ist es, sich mit den Entdeckungen zu befassen, die während der Konstruktion gemacht wurden: Es sind die Stufenargumente, die innerhalb des Dreiecks von Übergangskreis, kritischem Rationalismus und Debattentreiben liegen.



3.1 Die Sichtung von Stufenargumenten

Zwei Konsequenzen ergeben sich aus den vorangegangenen Annäherungen: Erstens fordert der Kritische Rationalismus mit seiner Forderung nach Logik die Konzeption des Übergangskreises heraus, eine Stufenlogik zu begründen und ihre Bedingungen zu charakterisieren. Zweitens ist die Verwendung dieser Stufenlogik für das Debattentreiben zu untersuchen und zu überprüfen.

Die erste Aufgabe erfordert eine veränderte Sichtweise auf die Funktion von Bedeutungsrelationen. Sie waren als einer der drei Ausgangspunkte des Übergangskreises gewählt worden. Nun ist ihre phänomenologische Fundierung im Rahmen eines relationalen Menschenbildes nicht mehr aufrechtzuerhalten. Denn der Kritische Rationalismus erfaßt das Leben in seiner Komplexität mit Logik und das Debattentreiben seinen Themenkosmos mit Argumenten. So muß sich auch der Übergangskreis in seiner Annäherung mit mehr argumentativer Logik in seiner Struktur ausweisen. Seine bisherige phänomenologische Basis kann das aber nicht leisten. Denn Argumente gehen in die Tiefe. Sie zerlegen die Welt, um sie dann neu zusammensetzen und zu sehen. Die Phänome-

nologie beschreibt die Oberfläche der Dinge, Gefühle und Atmosphären, die wir alle auf natürliche Weise wahrnehmen können. Ihr fehlt jedoch der logische Zugang, um Aussagen zu begründen. Deshalb erscheint sie als Ausgangspunkt für den Übergangskreis im gedachten Dreieck nicht mehr geeignet, so geeignet sie auch weiterhin für das Bewegungshandeln ist: Menschen greifen in die Welt ein und tun dies immer mit von ihrem Körper untrennbaren seelischen »Bewegungen«.

Gleichwohl bleiben die Bedeutungsrelationen ein probates Mittel, um die Wechselwirkungen zwischen den drei Welten des Kritischen Rationalismus von Körper, Emotion und Geist zu beschreiben. Darüber hinaus lassen sich mit ihnen im Kontext der Debatte Denkfiguren fassen, die dort relevante Argumente bilden. Von Karl Popper haben wir gelernt, daß wir irren müssen, um lernen zu können, und das Debattieren fordert den Irrtum mit dem Bekenntnis zur Suche nach dem besseren Argument heraus. Diese Merkmale sind weiterhin brauchbare Eckpunkte für die Bildung unseres Dreiecks. Der Anspruch, mit den Bedeutungsrelationen ein Beziehungsgefüge zu beschreiben, bleibt in seinem relationalen Menschenbild erhalten. Er läßt sich aber nun besser mit Wechselwirkungen im Rahmen der tertiären Weltentheorie K. Poppers realisieren.

Wir hatten im zweiten Kapitel von der Realisierung der Bedeutungsrelationen gesprochen. Dort hatten wir Karl Poppers Auffassung von der Tätigkeit der Organismen in der Evolution referiert und die Debattierenden als Personen charakterisiert, die in einem Kosmos von Themen nach Argumenten suchen. Dabei habe ich darauf hingewiesen, daß die Stammesgeschichte des Menschen mit den Zentrierungen des Übergangskreises konstruiert werden kann. Nach dieser Modellierung erweist sich die Realisierung von Bedeutungsrelationen als wirkmächtige Kraft. Denn sie beschreibt Denkfiguren, die dem homo sapiens hypothetisch zum Überleben verholfen haben.

Um nun der Forderung nach einer erwünschten *Stufenlogik* gerecht zu werden, mit der der Übergangskreis, die evolutionäre Erkenntnistheorie und das Debattieren erfaßt werden können, schlage ich den Begriff des Stufenarguments vor, den ich wie folgt definiere:

Ein Stufenargument soll sein, wenn eine Behauptung, die einer der vom Übergangskreis benannten Stufen zugeordnet werden kann, mit einem Inhalt der ihr zuvorliegenden Stufe begründet wird.^a

Demnach besteht ein Stufenargument strukturell aus zwei Leitqualitäten, von denen die erste durch ein »weil« mit der zweiten begründet wird. Die wichtigste Leitqualität ist immer die tiefere, weil sie die ihr folgende Stufe stützt. Die Stufen beschreiben Bedeutungsrelationen zu den Leitqualitäten. Sie dienen der strukturellen Charakterisierung einer Entwicklung. Ihre Realisierung durch die Abfolge der Stufen beansprucht eine weitgehende Logik bzw. Plausibilität. An dieser Stelle sei jedoch darauf hingewiesen:

Es handelt sich um die Darstellung einer stufenhierarchischen Entwicklung, die zielgerichtet, aber in ihrem Wesen offen ist. Dies schränkt die Logik der Begründungen an folgender Stelle ein: Jede Stufe enthält etwas Neues, das in der vorhergehenden Stufe

^a Das heißt, daß z. B. eine Behauptung auf Stufe vier des Übergangskreises mit seiner vorherigen dritten Stufe begründet wird, oder eine Behauptung auf Stufe 15 mit der zuvorliegenden 14. Stufe.

nicht enthalten war. Dieses Phänomen wird als Emergenz bezeichnet.¹ Das Neue leitet sich nicht logisch vollständig oder zwingend aus dem Alten ab. Wäre dem nicht so, müssten wir die Begriffe »Stufe« und »Wandel« aufgeben. Wir wären dann gezwungen, einem Determinismus das Wort zu reden, der für die gesamte Evolution gelten soll. Was die Evolution aber lehrt, charakterisiert Francisco J. Ayala² (2013) als einen »zweistufigen Prozess« (48): Sie beginnt mit einem Zufall und schafft dann eine neue Ordnung. Diese kann selbst »nicht durch reinen Zufall entstehen«, wie Hoimar von Ditfurth (1981: 93) betont. Der Übergangskreis unterwirft sich diesen Bedingungen, weil der innovative Gehalt seiner Schritte zu einer Entwicklung führen will.

Wir können ohne die Spur eines Schuldgefühls zugeben, daß wir nicht ganz auf dem Pfad der Logik bleiben können. Wir müssen ihn sogar ein wenig verlassen, um etwas zur Entwicklung der Argumente beitragen zu können. Denn eine Rede wird weder einem naiven Zuhörer noch einem professionellen Juror einleuchten, wenn sie mit Logik vollständig überzeugen will. Die Evolution läßt sich zwar formallogisch in Stufen ordnen, aber inhaltlich zeigen sich Sprünge durch den Zufall der Mutationen. Der Mensch selbst ist im Grunde ein alogisches Wesen (V. v. Weizsäcker: 1956³), das sich entwickeln will und nach Vernunft strebt.

Aus der Sicht der 3 Welten Theorie ermöglicht die Entstehung von Lebewesen die Entdeckung neuer Spielräume. Ihre Entwicklung bleibt, wie mit Niemann⁴ dargelegt wurde, offen. So führt das Betreten der Stufen des Übergangskreises zu neuen Möglichkeiten – im klinischen Bereich einer Therapie zugunsten einer erwünschten Entwicklung eines Klienten, im Bereich der Museumspädagogik zu einem eigenständigen Akt des Sehenlernens und beim Betrachten eines Kinofilms zum Verstehen seiner Geschichte. Ich hoffe, später zeigen zu können, daß es gut möglich ist, interessante Argumente für eine Debatte zu finden, wenn man sie mit Stufenargumenten vorbereitet, durchführt und auswertet. Meine Hoffnung nährt sich aus der empirisch erfolgreichen Anwendung verschiedener Variationen des Übergangskreises. Es ist m.E. durchaus möglich, daß Stufenargumente auch im Handlungstyp »Argumentieren« einen Entwicklungsprozess bewirken. Dabei dürften, so die hypothetische Überlegung, spätere Stufen »höhere« Denkmuster im evolutionären Verlauf repräsentieren. Die Stufen 11 bis 15 stellen in viel stärkerem Maße als die vorhergehenden Handlungsreflexionen dar. Sie können im therapeutischen Kontext nur von vernünftigen Erwachsenen, nicht aber von Kindern und Jugendlichen durchlaufen werden. Ich vermute, daß die Stufen des Übergangskreises als Denkfiguren den Neokortex, das Säugetiergehirn und das Reptiliengehirn miteinander verbinden. Auch wenn diese Ansicht auf einer einfachen Sicht des Gehirns beruht, und möglicherweise falsch ist, sprechen die Bedeutungsrelationen auch in einem vernetzten Gehirn verschiedene Zentren an. Denn alle Stufen stellen eine Beziehung zwischen Körper, Gefühl und Geist her. Als Stufenargumente existieren sie in der Welt 3 des Geistigen des Kritischen Rationalismus.

1 Vgl. Konrad Lorenz (1973: 47).

2 Francisco J. Ayala (1934–2023) war ein spanisch-amerikanischer Biologe und Philosoph.

3 So schreibt er in seiner Pathosophie (1956): »Das Leben scheint die Logik nicht zu lieben, und im Überschwang kann es sie verachten, überrennen oder hassen« (45).

4 Siehe Abschn. »Evolution«.

Anspruch und Stil der Beschreibung

Die Annäherungen von Übergangskreis, Kritischem Rationalismus und Debattentreiben haben die Konturen eines Dreiecks gebildet, in dem die Stufenargumente sichtbar geworden sind. Zur evolutionären Seite des Kritischen Rationalismus sei zunächst Folgendes angemerkt:

Meine Ausführungen konzentrieren sich auf die Entstehung des Bewußtseins in der stammesgeschichtlichen Entwicklung des homo sapiens. Sie beziehen, soweit möglich, die Evolution als Gesamtprozess mit ein. Dabei werden Zeiträume betreten, die weit über die Lebensspanne eines Menschen hinausgehen. Denn das erste Auftreten des homo sapiens wird vor ca. 200.000⁵ Jahren vermutet und die Evolution fängt mit dem Beginn des Lebens vor ca. 3,5 Milliarden Jahren an. Mit dem Modell des »Übergangskreises« wird eine Vergangenheit konstruiert, in der die Stammesgeschichte durch die Anwendung von Handlungsstrategien erzählt wird. Diese Handlungsstrategien werden durch Stufenargumente gerechtfertigt. Sie begünstigen Entwicklung und zeigen, so die hypothetische Annahme, einen Weg zum Überleben.

Natürlich kann der Versuch, ein Entwicklungskonzept der Gegenwart in diese Zeitdimensionen zu transformieren, nur hypothetisches Wissen präsentieren. Die meisten Überlegungen haben daher hypothetischen Charakter, weil sie sich der Möglichkeit einer Überprüfung entziehen. Es könnte der Verdacht aufkommen, daß ich mit der Absicht, meinen Übergangskreis mit der Evolution in Beziehung zu setzen, einen Heurismus hypostasiere, der seine Bedeutung als Konstruktion überhöhen will. Ich halte diesen Einwand jedoch für unberechtigt. Denn ich habe vorhin darauf hingewiesen, daß es die Zentrierungen des Übergangskreises sind, mit denen ich die Evolutionsgeschichte rekonstruiere. Natürlich braucht man dazu Phantasie.

Das Forschungsprojekt ist deshalb legitim, weil seine Arbeit einige Früchte vom Baum der Erkenntnis abwerfen wird. Dieser Mehrwert ernährt die Kritiker, die sich nicht die Mühe der Konstruktion gemacht haben. Ich zitiere hier die ermutigenden Worte des Physikers und Philosophen Gerhard Vollmer (1995):

»Wegen des großen Unterschiedes zwischen der dem forschenden Wissenschaftler zur Verfügung stehenden Zeit (Jahrzehnte, höchstens Jahrtausende) und den Zeiträumen der biologischen Evolution (Jahrhundertmilliarden, mindestens aber Jahrtausende) kann die Phylogenese nicht am Objekt *verfolgt*, sondern immer nur *rekonstruiert* werden. Dazu können ontogenetische Untersuchungen allerdings sehr wohl beitragen. So kann man immerhin hoffen, aus entwicklungspsychologischen Erkenntnissen heuristische Anregungen für die Rekonstruktion der Stammesgeschichte zu gewinnen. Dies gilt nicht nur für Entwicklung und Evolution des Erkennens, sondern auch für Entwicklung und Evolution sozialen Verhaltens und für Entwicklung und Evolution ästhetischen Urteils [...] In all diesen Bereichen wird auch die philosophische Reflexion von der Einbeziehung des evolutiven Standpunktes profitieren« (172).

5 In den Fachbüchern zur Evolution variieren die Zeitangaben zur Entstehung der Art homo bis zu 100.000 Jahre.

Der Blick auf den Kritischen Rationalismus lehrt uns in diesem Zusammenhang Folgendes: Grundsätzlich sind im Sinne der Popperschen Logik Aussagen prüfbar, die entweder wahr oder falsch sind. Wo dieser Überprüfungsanspruch aufgegeben wird, befinden wir uns im Bereich der Metaphysik. Meine Dreiecksbildung versucht im Wesentlichen normative Beziehungen herzustellen und nicht Fakten zu schaffen. Und deshalb gilt hier, was Gerhard Vollmer weiter ausführt:

»Tatsachenaussagen können [...] bestätigt oder widerlegt werden, normative Aussagen nicht. Zwar kann es sein, daß eine Norm nicht anwendbar, nicht durchführbar oder nicht durchsetzbar ist oder zu anderen Normen in Widerspruch steht. Normen und Normensysteme sind also durchaus *kritisierbar*, wenn schon nicht hinsichtlich ihrer Geltung, so doch anhand pragmatischer Kriterien. Kritisierbarkeit ist aber eine schwächere Eigenschaft als Widerlegbarkeit: Jede Widerlegung stellt natürlich eine (besonders scharfe) Kritik dar; aber nicht jede Kritik liefert auch schon eine Widerlegung« (169–170).

So zitiert auch der Soziologe Carl-Heinz Boettcher (1999) gleich zu Anfang seines Buches den Historiker Jacob Burckhardt mit den Worten: »Übrigens ist jede Methode bestreitbar und keine allgütig. Jedes betrachtende Individuum kommt auf *seinen* Wegen, die zugleich sein geistiger Lebensweg sein mögen, auf das riesige Thema zu und mag dann diesem Wege gemäß seine Methode bilden« (7). So verbleibt die im Kontext der Evolution niedergeschriebene Stufensystematik im Status eines Phantasieprodukts, weil ihre Richtigkeit mit keinem Mittel überprüfbar, ihre normative Ausrichtung aber kritisierbar ist. Und selbst in ihrer fiktiven Verlebendigung ist ihr Wahrheitsanspruch von vornherein unwahrscheinlich. Denn evolutionäre Entwicklungen verliefen nicht immer gleichzeitig in verschiedenen Regionen der Welt, und wenn, dann oft unterschiedlich. Sie konnten auch mehrstufig ablaufen, sich also überlagern. Nur so viel können wir über Entwicklungen in früheren Zeiten sicher annehmen.

Doch jedes Spiel hat einen Anfang, und wie im Motto des Buches angekündigt, möchte ich ein neues spielen. Beginnen wir also das Spiel zur Erforschung der Entwicklung des menschlichen Geistes, dessen Anfänge wir nicht kennen.⁶ Dazu sind im heuristischen Gefüge Schnittstellen zu suchen, an denen die Menschen in ihrer Stammesgeschichte durch Handlungsweisen Bedeutungszusammenhänge realisierten. Es sind Momente, in denen der homo sapiens Beziehungen zu sich und seiner Umwelt herstellte, die sich bis heute dauerhaft als überlebensförderlich erweisen. Damit stellt der Mensch handelnd eine Zentrierung auf eine sinnhafte Entwicklung her. Dieses Geschehen mit einer Stufenlogik zu beschreiben, wird versucht, wo es möglich ist.

6 Popper (GW 11) bemerkt zu der Entstehung von Leben und Geist: »Ich vermute, daß das Leben und auch später der Geist in einem Universum entstanden sind oder sich entwickelt haben, das bis zu einer gewissen Zeit ohne Leben und ohne Geist war. Leben oder lebende Materie ist irgendwie aus nicht lebender Materie hervorgegangen und es scheint nicht ganz unmöglich, daß wir eines Tages wissen werden, wie das geschehen ist. Was die Entstehung des Geistes angeht, so sehen die Dinge viel schwieriger aus. Während wir einige der Voraussetzungen des Lebens und einige der Unterstrukturen primitiver Organismen zu kennen glauben, haben wir nicht die geringste Vorstellung davon, auf welcher evolutionären Ebene der Verstand entstanden ist« (452–453).

Bei den Beschreibungszusammenhängen der Stufenargumente habe ich versucht, die Inhalte gleichmäßig auf die einzelnen Abschnitte zu verteilen. Für die Evolution habe ich hier und da mehr Material gefunden. Für den »Kontext Debatte« wollte ich an einigen Stellen mehr schreiben. Insgesamt ist der Sprachduktus eine Mischung, die sich aus den Ausgangspunkten des gedachten Dreiecks ergibt: Körperpsychologische Überlegungen aus dem Übergangskreis, lebensphilosophische und evolutionäre Überlegungen aus dem Kritischen Rationalismus sowie praktisch-strategische Aspekte aus dem Debatentreiben. Die Vermischung ist aber keineswegs ungewollt, denn ich bemühe mich, dem Gegenstand der Arbeit – den Stufen der Argumentation – entsprechend, um eine inhaltliche Gliederung. Dabei versuche ich, soweit es mir möglich ist, logisch zu bleiben. Man wird mir mit Recht vorwerfen können, einen Eklektizismus zu betreiben. Der Anspruch, den ich jedoch erhebe, ist, mit plausiblen Scharnierelementen Material für die Begründung von Stufenargumenten zu liefern. Ich gebe gerne zu, daß die folgenden Ausführungen dem Leser einiges abverlangen. Denn er wird gebeten, sich ein wenig auf das systematische Denken mit dem Übergangskreis einzulassen und unvermeidliche Spekulationen zu dulden.

Nun zum Ablauf der Beschreibung eines Stufenarguments, dessen Aufbau immer gleich ist: Zunächst wird die Bedeutungsrelation definiert, mit der die entsprechende Stufe dargestellt wird. Darauf folgt eine kurze Behauptung, die die jeweilige Stufe inhaltlich mit der vorhergehenden Stufe verbindet. Diese Relation nennt die wichtigste Voraussetzung dafür, daß die jeweilige Stufe mit hoher Wahrscheinlichkeit aus der vorhergehenden folgen kann. Anschließend wird diese Behauptung begründet, die deshalb von zentraler Bedeutung ist, weil nur mit ihr der Anspruch einer Stufenlogik eingelöst werden kann. Augenfällig ist das hohe Abstraktionsniveau, ohne das eine Beschreibung nicht möglich ist. Aber auch Metaebenen führen weiter, solange sie einen Bezug zum Konkreten behalten. Bedeutungen sind immer Abstraktionen des Umgangs mit etwas Konkretem.

Das aufgestellte Stufenargument wird dann in seiner theoretischen Ausgestaltung bzw. Anwendung im ersten Kontext des Übergangskreises, der Evolution und dem Debatentreiben beschrieben. Für den ersten Bereich dokumentiere ich meine beruflichen Erfahrungen aus drei Jahrzehnten körperpsychotherapeutischer Arbeit mit dem Übergangskreis. Die Beschreibungen haben teilweise den Charakter von Anleitungen. Teilweise dienen sie der Dokumentation meines beruflichen Arbeitens und Denkens. Der zweite Kontext der Evolution beinhaltet die stufenspezifische Zusammenstellung von Materialien, die einer notwendigen Auswahl folgt. Denn dieser Bereich ist unüberschaubar groß. Um die Einheitlichkeit des Schreibstils zu wahren, habe ich viele Zitate und Belege in Fußnoten gesetzt. Dieser Teil hat daher manchmal den Charakter einer Kollage. Der dritte Kontext ist der der Debatte. Hier werden stufenspezifische Ausführungen zu ihr. Ich habe hier dargelegt, wie ich das Debattieren bisher zu sehen gelernt habe bzw. auch, wie ich es mir wünsche. Dabei greife ich auf meine zehnjährige Erfahrung im Brüder Grimm Debattierclub in meiner damaligen Heimatstadt Marburg zurück. Am Ende dieses Abschnitts habe ich das Stufenargument formalisiert. Damit wollte ich in kurzer und abstrakter Form die Struktur des jeweiligen Stufenarguments aufzeigen, bevor es zur Prüfung mit verschiedenen Inhalten gefüllt wird. Der Leser möge sich frei fühlen, die dort verwendeten Abkürzungen anhand selbstgewählter Themen aus ihm bekannten

Debatten mit eigener Phantasie zu füllen. Er kann damit die Möglichkeit nutzen, den jeweiligen Geltungsanspruch eines Stufenarguments zu überprüfen. Nach dieser Abfolge von insgesamt fünfzehn Mehrfachgliederungen (Definition, Behauptung des Stufenarguments, Begründung, Kontext Übergangskreis, Kontext Evolution und Kontext Debatte) folgt schließlich die angesprochene Veranschaulichung der Stufenargumente im Rahmen einer Prüfung mit nun festzulegenden Debattierthemen.

Auflistung der Prüffragen

Aus methodischen Gründen ist es wichtig, ein Kompendium von Themen zu erstellen, bevor die Stufenargumente erstellt werden und sich ihre Gesamtstruktur herausbildet. Die folgenden drei Fragen erscheinen mir im Vorfeld wichtig:

1. Können die bereitgestellten Themen mit den Stufenargumenten bearbeitet werden?
2. Ergeben sich dabei Schwierigkeiten, die zur Korrektur der Stufenargumente veranlassen?
3. Ist es eher wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, daß mit den Stufenargumenten auch andere Themen erfaßt werden können?

Es war mir wichtig, insgesamt 15 Themen für die spätere Untersuchung zu finden. Denn diese Zahl entspricht der Summe der zu formulierenden Stufenargumente. Sie erschien mir hoch genug, um nicht den Eindruck zu erwecken, der Autor habe es sich leicht gemacht. Die Auswahl der Prüffragen erfolgte unter der Prämisse, daß es unmöglich sein würde, den Kosmos der verschiedenen Themen adäquat abzubilden. Es war freilich nicht meine Absicht, jeweils ein Thema zu finden, das zu einer vermeintlichen Denkfigur paßt. Um die letztlich persönliche Note der Auswahl zu begrenzen, habe ich den Kontakt zu vier Debattierenden gesucht. Sie waren zu diesem Zeitpunkt im Marburger Club weit über den Anfängerstatus hinaus. Drei von ihnen antworteten auf meine E-Mail, die ich im Sommer 2023 von Berlin aus verschickte.⁷ Sie kommentierten meine vorgeschlagene Themenliste und brachten eigene Vorschläge ein. Wenig später wurden nach kleinen Korrekturen die folgenden Themen festgelegt:

1. »DHG⁸, daß früher alles besser war.«
2. »DHB die Existenz der Menschheit.«
3. »DHW Leistungssportler nicht als Helden feiern.«
4. »DHG, daß die Digitalisierung mehr schadet als nutzt.«
5. »DHB den hohen Stellenwert von Arbeit.«
6. »DHW die Ehe abschaffen.«
7. »DHG, Dörfer sollten zugunsten von Städten aufgegeben werden.«

7 Ich bin Alexander Mathewes, Helen Bruegmann und Tristan Krause zu Dank verpflichtet für diese kooperative Unterstützung.

8 Die Abkürzung »DHG« steht für »Dieses Haus glaubt«. Im Folgenden werden die Einleitungen »Dieses Haus bedauert« mit »DHB« und »Dieses Haus würde« mit »DHW« sprachlich vereinfacht. Vgl. 2. Kap. »Ausrichtungen«.

8. »DHB die Existenz von Schönheitswettbewerben.«
9. »DHW Museen kostenfrei zugänglich machen.«
10. »DHG, daß Geschworene an den Landesgerichten miturteilen sollten.«
11. »DHB, daß Banken ihren Vorstandsmitgliedern Boni zahlen.«
12. »DHW das Essen fleischlicher Nahrung verbieten.«
13. »DHG, daß Politiker nicht in die Wirtschaft wechseln sollten.«
14. »DHB, daß ein Staat Beamte benötigt.«
15. »DHW den Mars besiedeln.«

Professionelle Debattierer mit Meisterstatus mögen diese Setzung der Motions als zu einfach betrachten. Ich hatte nicht vor, ihre Kunst damit zu entwürdigen. Es verhält sich aber bei Turnierthemen wie bei Symphonien, in denen einfache Melodien in raffinierte Partituren gesetzt werden. So erhält auch das Spiel komplexer Debattierthemen seinen Klang. Es mag sein, daß nicht jedes gewählte Thema ausgewogen ist und damit den Vorteil der überzeugenderen Argumentation einer Seite überläßt. Aber gerade wenn die Auswahl der Motions einen Masterdebater nicht überzeugt, wäre die hier anstehende Prüfung eine Herausforderung: Sie hätte zu zeigen, ob Stufenargumente auch der schwächeren Seite helfen können, sich gegenüber der stärkeren zu emanzipieren. Gleiches gilt für Themen, über die ich keine hinreichende Allgemeinbildung verfüge. Zwar beeinflußt ein solches Defizit tatsächlich im Allgemeinen eine Debatte an einem normalen Clubabend. Aber über diese Unkenntnis hilft dort meist ein Teampartner in der Vorbereitungszeit hinweg. Für die Bearbeitung der Themen trage ich die alleinige Verantwortung.

Es gibt Themenbereiche, die bei der Auswahl der Motions bewußt außer Acht gelassen wurden. Es sind diejenigen Szenarien, welche fiktiv in die Zukunft oder in die Vergangenheit führen⁹ und dort Handlungsfragen inszenieren. Diese zwei Ausrichtungen wirken auf mich befremdlich, weil ihnen der Kontakt mit der Wirklichkeit der Gegenwart fehlt. Um solche Formate einigermaßen fair debattieren zu können, werden in der Regel festgelegte Zusatzinformationen vergeben. Die Parteien erhalten sie als Factsheets zur Bearbeitung des Themas. So wird verhindert, daß die Phantasietätigkeit der Redner sich bezugslos verliert und die verstreuten Argumente kaum miteinander vergleichbar sind.

Eine höhere Anzahl der Themen hätte die Lesbarkeit des Textes erschwert. Das wollte ich dem Leser und mir ersparen. Die Bürde bleibt ihm noch hoch genug. Ein weiterer Erkenntnisgewinn war nicht zu erhoffen, wenn er nicht schon im Wesentlichen mit fünfzehn Themen erzielt werden kann. Damit schien mir eine ausreichend gesicherte Grundlage gegeben, um die Stufenargumente zu prüfen.

9 Debatten können also z.B. im Jahr 3000 angesiedelt sein und dort die Frage nach der Akzeptanz körperloser Wesen als Nachfolger der Menschen stellen. Sie können aber auch z.B. in die Vergangenheit des alten Ägypten beamen und die Frage nach dem Nutzen oder Schaden des Pyramidenbaus erheben. Darüber hinaus können fiktive Szenarien erfunden werden, wie z.B. Außerirdische, die morgens furchterregend vor der Haustür stehen, aber Freundschaft anbieten. Auch hier kann man die Frage stellen: »Was würde man tun?«

Stufenstruktur und ihre Kontextualisierung

Es folgt nun der Gang durch die fünfzehn Stufenargumente. Der Leser ist eingeladen, hier und da zu verweilen, um das Dargestellte mit eigenen Überlegungen zu verknüpfen. Er kann auch nach Belieben bei einem Stufenargument beginnen und von dort aus je nach Interesse voranschreiten. Es ist keineswegs notwendig, die Argumentationsstruktur der Stufen in chronologischer Reihenfolge zu durchlaufen. Die Tiefenstruktur der Argumente durch eigene Recherchen anzureichern, wäre Gegenstand des Selbststudiums. Es wird auch einige Zeit in Anspruch nehmen, bis sich dem Leser die Abfolge der Stufen erschließt. Praktisch orientierte Debattierende können sich zunächst mit der Praxis der Stufenargumentation im Trainingsprogramm beschäftigen. Sie werden aber nicht dort, sondern hier die Begründung für den Ablauf der Stufen verstehen lernen.

1. »festlegen«

Das 1. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 1 »festlegen« mit Stufe 15 »fortführen«

Definition:

Unter »festlegen« können wir die Benennung eines Leitzieles für eine Entwicklung verstehen, dem die Bedeutung einer Qualität innewohnt.

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um eine Leitqualität für eine Entwicklung festlegen zu können, ist, mit ihr eine andere Bedeutung für das Handeln aufrechtzuerhalten.

Begründung:

Die Kontinuität einer Bedeutung für Handlungen erleichtert es erheblich, auf der Bedeutungsebene ein Handlungsziel für die Zukunft zu entwickeln. Wer kontinuierlich handelt, ohne die Bedeutung des Handelns zu erkennen, wird es schwerer haben, ein Ziel anzuvizieren. Denn Bedeutungen erfassen eine Person stärker in ihrem Bewußtsein dessen, was sie tut, als wenn sie nur handelt, ohne zu wissen, welche Bedeutung dieses Handeln hat. Dies liegt daran, daß eine Bedeutung immer für verschiedene Handlungen geltend gemacht werden kann. Damit unterliegt sie einem höheren Verwirklichungsgrad. Demgegenüber kann eine Handlung ohne Wissen um ihre Bedeutung weniger Sinn für eine Person bekommen. Die motivierende Kraft für das Handeln eines Menschen ist also im Wesentlichen nicht die Handlung selbst, sondern das Erkennen ihrer Bedeutung. Da die Möglichkeit hoch ist, eine Bedeutung in verschiedenen Handlungen zu verwirklichen, ist das Erfolgserlebnis, einen solchen Sinn verwirklicht zu haben, naheliegend. Diese Wirksamkeit macht es sehr wahrscheinlich, daß man in einer Handlung auf der Bedeutungsebene bleiben will.

Kontext Übergangskreis Von grundlegender Bedeutung für Entwicklungsprozesse ist, daß sie mit der Definition eines Ziels beginnen. Im Übergangskreis werden sie zunächst ihrer Konkretheit beraubt, indem sie auf eine Bedeutungsebene gesetzt werden, die es leichter macht, sich dem Ziel anzunähern. Zum Beispiel kann eine Person für ihre Entwicklung »sich wohl fühlen« festlegen und damit, ohne es zu wissen, die siebte Stufe »akzeptieren« anstreben. Oder eine andere Person möchte stabil werden, eine Absicht, die sich auf die Stufe »begrenzen« richtet. Mit der Festlegung solcher Leitqualitäten wird in Kauf genommen, daß Entwicklungsqualitäten immer nur Annäherungswerte sind, also nie vollständig erreicht werden können und uns als Leitziele ein Leben lang begleiten. Das Leitziel wird dann mit Erfolgskriterien verknüpft, die allerdings sehr konkreter Natur sind.¹⁰

Der Behandler konzentriert sich dann auf die vorhergehende Stufe. In den obigen Beispielen heißt das: Wer lernen will, sich wohl zu fühlen, muß sich die Fähigkeit zur beruhigenden Bauchatmung aneignen, sich also der sechsten Stufe »annähern« nähern. Ein anderer, der im Alltag stabil sein will, muß seine Talente nutzen, eine Aktivität, mit der er sich auf die dritte Stufe »nutzen« zentriert.

Diese Vorgehensweise ist typisch für den Übergangskreis und bestimmt das Verfahren. Es wird Stufe für Stufe bis zur fünfzehnten durchlaufen. Dabei ist jede vorangegangene Stufe die wichtigste Voraussetzung für die nächste. Alle Stufen, die hinter dem Entwicklungsziel liegen, stabilisieren den Lernerfolg. Das theoretische Feld sind die Bedeutungsrelationen, das praktische Feld die Zentrierungen.¹¹

In der Praxis nimmt der Therapeut die Zentrierungen vor und vermittelt dem Klienten den jeweiligen Zusammenhang der Stufen. Der Lernende übt, sich mit der jeweiligen Stufe vertraut zu machen, indem er eine entsprechende Hausaufgabe ausführt. Auf der ersten Stufe macht er sich in den ersten neunzig Minuten¹² nach dem morgendlichen Aufwachen sein definiertes Entwicklungsziel bewußt. Er verwendet dazu die Formulierung »Mein Tagesziel ist es, heute...«. Da dies nur wenige Sekunden dauert, wiederholt er diese Formulierung ein- bis zweimal täglich bis zum Betreten der nächsten Stufe.

Mit Beginn der ersten Stufe wird im Übergangskreis »Sprechhandeln« für den Verlauf von insgesamt fünf Stufen eine Tagesvorbereitung aufgebaut, die später in der strukturellen Übertragung ihrer Bedeutungen auch für die Vorbereitungszeit einer Rede im Kontext einer Debatte relevant gemacht wird.¹³

Kontext Evolution Wir postulieren die Kontinuität der Evolution, auch wenn kein Mensch sie aufgrund seiner begrenzten Lebenszeit erlebt hat. Denn wir gehen davon aus, daß die Evolution bereits Milliarden von Jahren andauert. Wir können sagen, daß wir als Gattung

10 So kann z.B. das bedeutsame Ziel, sich das Leben leichter zu machen (im Übergangskreis identisch mit der siebten Stufe »akzeptieren« als Kontakterfahrung mit sich selbst und der Umwelt), auf sehr unterschiedliche Weise angegangen und daher mit konkreten Aktivitäten verbunden werden: beim Gehen, bei Planungsaktivitäten, im Gespräch, bei sozialen Aktivitäten etc.

11 Vgl. Kap. 1.

12 Nach dieser Zeit ist der Mensch in der Regel bereits in seinem Alltag. Es ist daher ratsam, diese Zeitspanne nicht zu überschreiten, um dem pädagogischen Ziel der Übung gerecht zu werden, die Entwicklung im Alltag vorzubereiten.

13 Siehe 4. Kap.

deshalb noch auf diesem Planeten leben, weil es uns gelungen ist, unsere Existenz durch entsprechende zielgerichtete Handlungen zu erhalten. Dabei haben wir immer mehr deren wichtigste Bedeutung erkannt und uns darauf ausgerichtet.¹⁴ Erst danach haben wir andere Leitqualitäten definiert. Das bedeutet konkret: Die Natur mit ihren Bedrohungen der Wildnis und der Notwendigkeit, in ihr Nahrung zu finden, machte dem frühen Menschen bewußt, daß er handeln mußte, und zwar zielgerichtet, um zu überleben. Dazu waren offene Verhaltensprogramme notwendig.¹⁵ Spätestens mit ihnen wurde dem homo sapiens klar, daß er existiert, daß er Hunger hat, daß er vor Tieren fliehen oder sie angreifen kann. In diesen, aber auch in vielen anderen Handlungsformen bildete sich das übergeordnete, erste bewußte Ziel heraus: zu überleben.¹⁶

Das Überleben des homo sapiens erforderte also zielgerichtetes Handeln. Die Männer schärften vor der Jagd ihre Pfeile, beim Laufen konzentrierten sie sich auf das Wild, beim Essen achteten sie auf das Stillen ihres Magens. Die Frauen kümmerten sich um die Zubereitung der Nahrung, die körperliche Versorgung der Kinder und vor allem um deren Schutz. Nur zielgerichtetes Handeln und die Konzentration auf es konnten die meist ungünstigen Lebensverhältnisse zumindest vorübergehend beenden. Andererseits waren die bewußten Handlungen notwendig, um angenehme Momente zu verlängern. Die Entwicklung des menschlichen Bewußtseins hatte einen evolutionären Sinn. Ich zitiere noch einmal Rupert Riedl: »Das Bewusstsein ist sicher durch den enormen Überlebensvorteil entstanden, durch die Fähigkeit, die Hypothese anstatt seiner selbst sterben zu lassen.«¹⁷ Das ist aber erst der Anfang der Entwicklung, und Hans-Joachim Niemann (2018c)¹⁸ schreibt: »Dem tödlichen Irrtum zu entkommen, das schlichte Überleben, ist nicht der Kern des evolutionären Lernens« (365). Wir werden diese Entwicklung hypothetisch im Verlauf der 15 Stufenargumente nachvollziehen können.

Fassen wir zusammen: Nachdem der homo sapiens seinen Überlebensdrang bewußt erlebt hatte, richtete er seine verschiedenen Handlungen darauf aus, diesen einen Sinn zu verwirklichen. Dadurch konnte er überhaupt überleben und setzte sich dann weitere Ziele, die sein Überleben erleichtern sollten. Sodann begann seine weitere Entwicklung über die Verwirklichung der Bedeutung des ursprünglichen Zieles hinaus.

14 Das ist nicht allen Lebewesen gelungen. So schreibt der Psychiater und Neuologe Hoimar von Ditfurth (1990a): »Aber es kann gar keinen Zweifel daran geben, daß es eine vergleichsweise unermesslich viel größere Zahl von Fehlschlägen gegeben hat, von Versuchen der Evolution, die ohne die Chance der Fortsetzung in einer Sackgasse endeten« (329).

15 Vgl. »Evolution« im 2. Kap.

16 Im 2. Kapitel habe ich bereits erwähnt, daß die für das Überleben notwendigen Verhaltensprogramme wie Flucht, Angriff oder Tötung neurophysiologisch in tiefen Hirnstrukturen verankert sind, die wir zuerst bei Reptilien beobachten können. Diese Verhaltensprogramme wurden, weil sie das Überleben sicherten, von den Säugetieren übernommen, die in der Evolution den Reptilien folgten. Spätestens mit der Entwicklung des Neocortex der Gattung homo wurden sie dem homo sapiens bewußt und er erkannte die Bedeutung dieser Verhaltensweisen.

17 Vgl. »Evolution« im 2. Kap.

18 Vgl. die Ausführungen im Abschn. »Evolution« (2. Kap.) und späterhin im Abschn. »spielen« des 3. Kapitels.

Kontext Debatte Der Redner sollte eine Zielgruppe definieren, die er für das Thema der Debatte als wichtig erachtet. Er wird sich in seiner Rede als ihr Vertreter darstellen, so wie der Politiker einer Partei sich seinen Wählern präsentiert. Der Redner muß die von ihm gewählte Zielgruppe mit einer Leitqualität verbinden. Damit ist eine Orientierung gemeint, mit der seine Zielgruppe in der Regel intuitiv nachvollziehbar besser leben möchte. Die Definition der Zielgruppe und ihrer Leitqualität sollte eine definitorische Klarheit aufweisen.

Die Leitqualität fungiert als Ordner für Wortfolgen, die sehr konkrete Inhalte betreffen können. Sie kann das, weil sie in ihrer übergeordneten Funktion immer mehr Bedeutungsträger ist als die Inhalte der konkreten Ausprägung dieser Qualität selbst. Unterschiedliche Inhalte können die gleiche Bedeutung haben.¹⁹ Es ist daher vergleichsweise einfacher, solche Inhalte unter eine Bedeutung zu subsumieren als gleiche Inhalte unter verschiedene Bedeutungen. Die erste Zuordnung schafft Klarheit, die zweite Verwirrung.

Es ist festzuhalten, daß es sich nur um *eine* Leitqualität handeln sollte, da sie es dem Redner erleichtert, sich im Verlauf seines Vortrags daran zu orientieren. Gleiches gilt für die Orientierung der Zuhörer, die den Ausführungen des Redners folgen wollen. Mehrere Leitthemen für eine Zielgruppe würden die Angriffe der Gegenseite verstärken, die dann mehrere Leitthemen in Frage stellen könnte. Die Klarheit eines Leitthemas muß auch deshalb gewahrt bleiben, weil es als Strukturierungshilfe oder zur Entschärfung gegnerischer Angriffe nützlich ist. Darüber hinaus würde sich die Rede zu sehr verzweigen, was aus Gründen ihrer Ordnung vermieden werden sollte. Denn die Redezeit ist vorgegeben und in ihrer Begrenzung zu nutzen.

Die ersten Informationen zu Beginn einer Rede sollten daher informativ sein und der Debatte einen sicheren Rahmen für ihren weiteren Verlauf geben. Sie sind prägend, weil sie am Anfang eines Verarbeitungsprozesses stehen und damit den Einstieg in den Vortrag bilden. Dies gilt sowohl für den Redner als auch für die Zuhörer.

Um eine Rede rund zu machen, ist es notwendig, am Ende auf diese eine Leitqualität zurückzukommen. Es ist *ein* Weg, der in einer Rede beschrieben werden soll, nicht mehrere.

Die Definition einer Leitqualität erfolgt im Rahmen einer kurzen Analyse des Status quo. Dies kann in einem Statement geschehen, das bereits die Stimme der Zielgruppe sprechen läßt. Dazu zwei Beispiele: »Wir Steuerzahler sind überfordert und brauchen mehr Gerechtigkeit« oder »Wir Motorradfahrer fühlen uns von den Sonntagsfahrern geängelt, brauchen aber unsere Freiheit.«

Die Leitqualitäten lassen sich aus den 15 entwicklungsförderlichen Stufen des Übergangskreises ableiten.²⁰ Ihre Bestimmung erfolgt auf einer Bedeutungsebene, die allein durch die Erfassung konkreter Handlungen nicht möglich ist. Ein entwicklungsförderliches Ziel stimuliert die positive Erwartungshaltung der Zuhörer.

Um das Argument der ersten Stufe zu bilden, ist es notwendig, die Leitqualität mit der vorhergehenden zu verbinden. Dies geschieht, indem die Leitqualität mit der

19 Vgl. »Bedeutungsrelation« im 1. Kap.

20 Vgl. »Die Stufen« im 1. Kap.

Aufrechterhaltung der Kontinuität begründet wird. In diesem Sinne ist das die Fortführung des Alltags, seiner Stabilität und Ordnung, das Überleben als solches oder z.B. auch die Aufrechterhaltung von Beziehungen. Daraus ergibt sich die Legitimation eines Anspruchs, den der Redner zu Beginn seiner Ausführungen für seine Zielgruppe erhebt. Ansonsten findet der Anspruch keinen oder nur einen situativen Boden. Wirkungsvoll für eine Begründung ist aber die Kontinuität der Aussage. Wer mit Kontinuität argumentiert, gibt dem Ziel seiner Rede einen beständig sicheren Ausgang.²¹

Die Tiefenwirkung dieses Stufenarguments beruht darauf, daß das »festlegen« an das ihm zugrundeliegende »fortführen« anknüpft, denn alle Leitqualitäten beziehen sich nur auf entwicklungsfördernde und damit lebenserhaltende Lebensweisen.

Formalisierung des 1. Stufenarguments:

»Z strebt La an, weil sie dadurch Lb aufrecht erhält.«

Dabei steht »Z« für »Zielgruppe«, »strebt an« für die Leitqualität der Stufe 1 und »aufrecht erhält« für die Leitqualität der Stufe 15. »La« und »Lb« sind Bezeichnungen für Leitqualitäten, die das Stufenargument schlüssig machen.

2. »verkörpern«

Das 2. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 2 »verkörpern« mit Stufe 1 »festlegen«

Definition:

Unter »sich verkörpern« können wir die Herstellung einer positiven Beziehung zwischen den 3 Welten: Körper, Gefühl und Geist verstehen.

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um sich verkörpern zu können, ist eine Leitqualität für eine entwicklungsförderliche Handlung festzulegen.

21 Zwar wird man einem Redner, der sich für ein leichteres Leben seiner Zielgruppe einsetzt (Leitthema der 7. Stufe »akzeptieren«), mit dem Einwand widersprechen können, diese Zielgruppe verdiene es nicht, »noch besser« zu leben. Damit ist aber der Anspruch auf ein besseres Leben, den jeder Mensch für sein Leben hat, nicht vom Tisch. Dasselbe kann man z.B. vom Leitthema der vierten Stufe »begrenzen« geltend machen, wenn man für den Schutz einer Zielgruppe eintritt. Es bleibt m.E. grundsätzlich schwierig, einer entwicklungsfördernden Qualität zu widersprechen, die in der Regel jeder für sich, sowohl die Gegenpartei als auch der Juror, in Anspruch nehmen möchte.

Begründung:

Wenn wir von Entwicklung sprechen, haben wir uns darauf festgelegt, daß sich ein System nach einem Übergang von einem vorherigen Zustand in einen anderen verändert hat. Wenn wir sagen, daß diese Entwicklung entwicklungsförderlich war, dann meinen wir, daß sie in irgendeiner Weise gut war, also eine positive Qualität hatte. Wenn nun das System Mensch, das wir sind, aus Körper, Gefühl und Geist besteht, dann ist die Herstellung einer guten Beziehung zwischen diesen 3 Welten die Definition einer entwicklungsfördernden Qualität. Denn wir glauben intuitiv und zu Recht, daß wir besser leben, wenn wir Körper, Gefühl und Geist in unserem Denken und Handeln miteinander verbinden.

Kontext Übergangskreis Das zweite Stufenargument geht von der Überlegung aus, daß Leitqualitäten als Entwicklungsziele einer Verkörperung bedürfen, insofern sie alltagspraktisch relevant sind. Unter Verkörperung verstehe ich eine gute Beziehung zwischen Körper, Geist und Emotion. Sie stellt eine entwicklungsförderliche Verschränkung der 3 Welten im Sinne Poppers dar, wobei die Verkörperung selbst ein gedankliches Konstrukt ist, das zur Welt 3 gehört.²² Generell gilt: Eine Leitqualität für verschiedene Handlungen, wie wir sie für die erste Stufe identifiziert haben, braucht ihre Verkörperung, weil alle Handlungen – auch reine Denkprozesse – einen Körper brauchen, ohne den sie nicht realisiert werden können. Ohne Bezug zum Körper bleibt auch die Leitqualität bedeutungslos, weil sie nicht mit dem Körper in Verbindung gebracht wird.

Verkörperung ist ein Stufenargument, weil ihre wichtigste Voraussetzung eine Entwicklungsqualität ist. Ohne diese bleibt eine positive Beziehung zwischen Welt 1 und Welt 2 fragwürdig, weil nicht klar ist, ob wir wirklich von Entwicklung sprechen können, wenn Körper, Geist und Emotion sich trennen und nebeneinander stehen. Wir müssten dann von einer negativen Entwicklung sprechen, ähnlich wie bei schlechten Freunden. In der Regel tun wir das aber nicht, sondern betrachten Entwicklung und Freundschaft als etwas Positives und Förderliches. Dagegen kann man einwenden, daß Entwicklungen auch in Phasen des Leidens stattfinden. Wenn diese Entwicklungen aber nicht zu einem deutlich erkennbaren Kontrollverlust der leidenden Person führen sollen, muß die Person in der Bewährungsprobe verkörpert bleiben, um nicht nur den Status quo zu retten, sondern um mit sich weiter zu kommen.

Im Konzept des Übergangskreises geschieht diese Verkörperung durch vier Fragen, die sich die Person stellt und positiv beantwortet. Sie lauten wie folgt:

1. Wie erlebe ich mich im Raum?
2. Welche Körperstelle kann ich angenehm spüren?
3. Mit welcher Körperstelle kann ich in Gedanken spielen?

22 Wer sich über diese Ausführungen näher mit dem Thema »Verkörperung« beschäftigen möchte, sei auf den Sammelband von Jörg Fingerhut (2013), auf die Publikation von Gregor Etzelmüller (2017) sowie auf eine Vorabveröffentlichung von Thomas Fuchs, Magnus Schlette und Christian Tewes (https://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/31084/1/Fuchs_Schlette_Tewes_Umwelt_interdisziplinär_1_Verkoerperung.pdf; aufgerufen am 26.08.2024) hingewiesen.

4. Mit welchem Bild kann ich mein Gefühl veranschaulichen?²³

Die Fragen beziehen sich auf existenzielle Dimension des Lebens, insbesondere jene, die im Alltag wirken. Die Fähigkeit, sich durch die positive Beantwortung dieser Fragen zu verkörpern, erfordert ein regelmäßiges Training, in dem primäre Wahrnehmungen gefördert werden. Eine Person ist ausreichend verkörpert, wenn sie mindestens eine dieser vier Fragen positiv beantworten kann. Ein weiteres Qualitätsmerkmal der Verkörperung ist die Präsenz.

Die Vergegenwärtigung von Wahrnehmungen, die durch Präsenz ermöglicht wird, ist im Alltag notwendig, weil sie notwendige Dimensionen betrifft, wie z.B. den Raum, der uns ständig umgibt. Denn ohne physische Räume gäbe es auch uns nicht. So impliziert schon die erste Frage, daß es einen Körper gibt, den man hat. Ohne ihn wäre man ein Gespenst, für das die Grenzen des Raumes bedeutungslos sind, weil man durch sie hindurchgehen kann. Aber der Körper mit seinen Grenzen ist bereits ein Raum an sich. Die Frage nach dem Raum bereitet also bereits ein Körperbewußtsein vor, vor allem weil sie, wie die drei folgenden, positiv beantwortet werden muß. Negative Antworten führen zur Entkörperung. Dabei ist eine Verkörperung ein dynamischer Prozess, da die Fragen zu jedem Zeitpunkt anders beantwortet werden können. Die Beziehung zwischen Welt 1 und Welt 2 verändert sich ständig, wie wir über Welt 3 durch die Beantwortung dieser Fragen erfahren können.

Die zweite Frage richtet sich direkt an den Körper, und mit Körperteilen sind jene Teile gemeint, die an der Körperoberfläche liegen und spürbar sind, wie z.B. die Stirn oder die Fußzehen. Dazu gehören auch Körperteile, die durch Muskeln bewegt werden können. Das Körperinnere wird nicht berücksichtigt, da es weniger oder kaum bewußt ist. Es entzieht sich weitgehend unserem Zugriff. Das Spüren einer angenehmen Körperstelle sichert eine gute Beziehung zum Körper.

Die Wahrnehmung einer angenehmen Körperstelle wird durch die dritte Frage in Richtung Entspannung gesichert, denn das gedankliche Spiel mit einer Körperstelle innerviert Bereitschaftspotentiale, deren Aktivität zwischen Ruhe- und Aktionspotential liegt. Dadurch entsteht ein sogenannter Etonus, ein mittlerer Spannungszustand, der für den ganzen Körper angenehm ist. In diesem Zusammenhang ist auf die breite Diskussion um die Forschungsergebnisse von Libet hinzuweisen, nach denen körperliche Reaktionen einer bewußten Willensentscheidung vorausgehen und damit die Frage nach der Willensfreiheit aufwerfen.²⁴

23 Ich möchte im Detail zeigen, wie in der konkreten Anwendung die erste Stufe »festlegen« in der zweiten Stufe »verkörpern« logisch enthalten ist: Zunächst sind alle Fragen positiv zu beantworten. Diese Festlegung auf der zweiten Ebene ergibt sich aus der Festlegung auf der ersten Ebene für ein positives Entwicklungsziel. Zweitens müssen die ersten drei Fragen mit einem Wort und die vierte mit einem Bild beantwortet werden. Auch dies ist eine »Festlegung«, da grundsätzlich mehrere Antworten möglich sind. Und schließlich soll so geantwortet werden, wie man es im Moment der Fragestellung empfindet oder wie man es sich jetzt wünscht. Mit diesen Elementen wird eine voraussetzungsvolle, verbindliche Verbindung zwischen der ersten und der zweiten Stufe hergestellt. So wird auch das zweite Stufenargument gebildet.

24 S. Walter (2016) diskutiert diese Frage sehr ausführlich (S. 101–142). Selbst eine zusammenfassende Wiedergabe seiner minutiösen Überlegungen würde hier zu weit in die Materie und weg vom

Die vierte Frage überführt die zuvor noch körperbezogenen Vorstellungen in ein Bild, das die Selbstbezüge der Person in einer neuen Dimension zum Ausdruck bringt. Auch hier ist ein freies Bild nur denkbar, wenn zuvor in Gedanken gespielt wurde. Als gewünschtes Selbstbild der Person sichert es im Moment der Beantwortung symbolisch das Entwicklungsziel, das auf der vorhergehenden Stufe ausgedrückt wurde.

Kontext Evolution Die Verkörperung des homo sapiens fand vermutlich im Wesentlichen im Neolithikum statt, als er vor ca. 10.000 Jahren sesshaft wurde. Die Verkörperung beruht auf der Bewußtwerdung grundlegender Selbstbezüge, die wir auf der ersten Stufe noch als Anlage zur Selbstwahrnehmung ansahen. Die Verwirklichung des ursprünglichen Sinns der allermeisten Handlungsziele des homo sapiens ist die ursprüngliche Absicht und ständige Hoffnung, überleben zu wollen. Diese wird immer bewußter und erleichtert damit die Präsenz aus der Verkörperung. Die folgenden Überlegungen sollen dies erläutern:

1.) Im Verhältnis zum Raum, das sich in der ersten Verkörperungsfrage ankündigt: Der Mensch veränderte sein Verhältnis zum Raum grundlegend, indem er es verbesserte. Jagdreviere, die man kannte, waren tendenziell weniger gefährlich als solche, die man neu betrat. Kultivierbares Land war vertrauter als nomadisch zu durchwanderndes. Dauerhafte Höhlen vermittelten dem homo sapiens eher das archaische Gefühl der Geborgenheit als solche, die ständig verlassen wurden. Von Anfang an war ein Raum notwendig, um den Körper zu schützen.

2.) Das Verhältnis zum Körper: Die Sicherheit und die Absicht, an einem Ort bleiben zu können, veränderten auch das Verhältnis zur Körperlichkeit. Da der homo sapiens weniger laufen mußte, konnte er sich mehr ausruhen. Zwar verlangte das Säen, Gießen und Jäten eine Arbeit, die das Pflücken reifer Beeren früher nicht erforderte. Aber die zunehmende Sicherheit, sich durch kontrollierte Arbeit selbst zu versorgen und sich bei Angriffen von Wildtieren schneller in sichere Zufluchtsorte zurückziehen zu können, verbesserte die körperliche Grundbefindlichkeit erheblich.

3.) Hinzu kam ein verändertes mentales Verhältnis des Menschen zu seinem Körper: Die Tätigkeiten boten ihm ein vielfältiges Training.²⁵ Indem der Mensch durch die Sess-

Thema dieser Arbeit führen. Es handelt sich, soviel sei gesagt, um eine Reflexion über Begriffe wie Wille, Entschluß, Absicht und Bewußtsein, die vor der empirischen Untersuchung zwangsläufig als Festlegungen getroffen werden und dann natürlich die Interpretation der Ergebnisse maßgeblich beeinflussen. Walter hinterfragt diese Festlegungen, wägt sie sorgfältig ab und kommt dann zu dem Ergebnis: »Wenngleich Libet also der unangefochtene Held empirischer Freiheits skeptiker ist und die Ergebnisse seiner Experimente für Laien zunächst überraschend sein mögen, liefern sie keinen Beleg für die Illusionsthese. Erstens ist die empirische Befundlage hinsichtlich der Datierung des Bereitschaftspotentials [...] zumindest unklar. Zweitens sind verschiedene Thesen bezüglich der Interpretation des Bereitschaftspotentials als Entscheidung [...] der Frage, ob proximale Entscheidungen Ursachen von Willkürbewegungen sind [...], durch die verfügbaren Daten nicht zu belegen. Drittens: Schließlich hätten diese Thesen selbst dann nicht die freiheitsskeptischen Konsequenzen, für die Libet üblicherweise in die Pflicht genommen wird, wenn sie durch seine Arbeiten unmißverständlich gestützt würden [...] Es spricht nichts dafür, daß unsere Freiheitsgewissheit durch die Libet-Experimente empirisch als Illusion erwiesen wird« (142).

25 Yuvel Noah N. Harari (2015) schreibt: »Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang säten sie [die sapiens] Samen, bewässerten Pflanzen, jäteten Unkraut und führten Schafe auf saftige Weiden. Da-

haftigkeit seine Körperlichkeit in immer komplexeren Handlungszusammenhängen erfuhr, wurde es ihm auch möglich, Handlungen vor ihrer Ausführung mental zu erproben. Das war aber auch notwendig, denn der Raum mußte sicher und der Körper unverehrt bleiben. Neue Jagdmöglichkeiten mußten also im Geiste erprobt werden, weil es zu gefährlich war, sie direkt auszuprobieren. Vielleicht spielte auch der Zufall mit und ermöglichte eine andere Erfahrung: Das Tier lief weg, in eine andere Richtung, die nicht geplant oder vorgesehen war. Oder: Das wilde Tier greift an. Es gab so viele Möglichkeiten, auf die der Körper reagieren mußte, und es war für das Überleben jedes Einzelnen besser, vorbereitet zu sein. Das ernsthafte Spiel konnte nur im »freien Spiel« geübt werden, d.h. man spielte mit den Handlungsmöglichkeiten, ohne sie sofort ausführen zu müssen.

So entstanden im Gegensatz zu den festen Verhaltensprogrammen der Tiere weitere offene Verhaltensprogramme. Das Weglaufen vor einem Tier war nicht mehr instinktiv, sondern zunehmend eine bewußte Handlung. Der Gedanke, die Hände anders als bisher zu benutzen, um Zäune oder Werkzeuge zu spitzen, eröffnete neue Möglichkeiten, sich im Tun zu erproben. Verhaltensprogramme, die offen sind, müssen eine Spur von Geist in sich tragen. Spätestens dann, wenn sie sich durch natürliche Selektion als geeigneter erweisen als geschlossene.²⁶

Schließlich entwickelt der homo sapiens in Erweiterung dieser neu gewonnenen geistigen Fähigkeiten zum körperlichen Handeln Vorstellungen: Er stellte sich vor, was er nicht sah oder nicht vor sich hatte. Er träumte vielleicht von einer reichen Ernte, von sexuellem Verhalten in der Gruppe oder von einer glücklich erlegten Beute. Mit anderen Worten: Er entwarf ein Bild seines noch fragmentierten Selbst, das weiterhin dem Überleben diente, aber emotional mehr von Hoffnung und dem Wunsch nach Glück erfüllt war.

Ich bezeichne diese positive Orientierung in den vier Dimensionen Raum, Körper, Offenheit und Bildhaftigkeit als wesentlich für die Entwicklung des homo sapiens, denn sein Überlebensdrang konnte sich besser verwirklichen in einem Bewußtsein, das den

von erhoffte sie sich mehr Früchte, mehr Getreide und mehr Fleisch« (101). Er entwickelt aus dieser Feststellung aber eine gegenteilige Auffassung. Er betrachtet den Plan und die Hoffnung, mit der Sesshaftigkeit das Leben zu verbessern, den »größte[n] Betrug der Geschichte«, weil er glaubt, daß die Sapiens sich dadurch mehr Arbeit, Last, Krankheit und Gebrechlichkeit einheimschten. Das Leben sei vor der Sesshaftigkeit interessanter, einfacher und gesünder gewesen (101–125). Eine solche Selbsttäuschung läßt sich nur damit begründen, daß man einerseits glaubt, die Ergebnisse langjähriger Arbeit schon im voraus zu kennen und ihre Folgen vollständig voraussehen zu können. Und wenn man andererseits vor allem glaubt, es lohne sich nicht, sich auf die Mühe geistiger Entwicklung mit den dazu notwendigen Irrtümern einzulassen.

- 26 Thomas Junker (2006) schreibt zu diesem Themenkomplex und bezieht sich dabei auf den ersten Psychoanalytiker Sigmund Freud: »Denn was ist Denken anderes als Simulation, als ›probeweises Handeln mit kleinen Energiemengen‹ [...] (Freud GW 15 [1933]: 96). Jedenfalls haben Individuen, die in der Lage sind – wenn auch unvollständig und fehlerhaft, aber einigermaßen realistisch –, zukünftige Ereignisse zu simulieren und ihre Eintrittswahrscheinlichkeit abzuschätzen, einen Vorteil gegenüber solchen, die jedes Mal wieder mit Versuch und Irrtum arbeiten müssen. Auf diese Weise ist auch die Entstehung des Selbstbewußtseins zu erklären: Die Simulation einer Situation wird ja nur dann vollständig sein, wenn sie auch ein Modell des denkenden Individuums selbst beinhaltet« (53–54).

umgebenden Raum, seinen Körper, dessen Spannungszustand und die eigene Vorstellungskraft zum Inhalt hatte. So konnte der homo sapiens sich in der natürlichen Auslese leichter durchsetzen. Inzwischen sind die Anlagen zur Wahrnehmung dieser vier Dimensionen im Erbgut des Menschen zu finden.²⁷

Die Menschwerdung des homo sapiens beruht, wie oben ausgeführt, auf einer Bewußtwerdung der grundlegenden Selbstbezüge, die wir auf der ersten Stufe als Anlage zur Selbstwahrnehmung gesehen haben. Und sie beruht auf einer Verstärkung der entwicklungsgeschichtlich vorgegebenen Überlebensabsicht. Die biologische oder evolutionäre Grundlage dieser Stufe ist der Wunsch, primäre Wahrnehmungen, die aus dem Körpererleben stammen, positiv zu regulieren, um sie in den Dienst eines entwicklungs-fördernden Ziels zu stellen.

Ich vermute, daß die Verkörperung als Urform der nicht mehr fragmentierten Form der Selbstwahrnehmung das Überleben des homo sapiens begünstigte. Sie diente damit als Ausgangspunkt für weitere sich entwickelnde Bewußtseinsformen. Zumindest hatte das Bewußtsein an sich den mit Riedl zitierten evolutionären Vorteil, einem Selektionsdruck immer wieder entgegenwirken zu können. Damit hatte der Mensch eine größere Chance, nicht der natürlichen Auslese zum Opfer zu fallen. Voraussetzung dafür war allerdings, daß sein Bewußtsein so weit entwickelt war, daß es durch ausreichende Selbstkontrolle Einfluss auf das eigene Handeln nehmen konnte. Vermutlich war Bewußtsein in seiner ursprünglichen Form in der Lage, Richtungen zu erkennen, die seinem physischen Organismus und seiner emotionalen Ausstattung förderlich oder abträglich waren.

Kontext Debatte Zunächst müssen die vier Fragen der Verkörperung für den Kontext einer Debatte übersetzt werden. Dabei ist mir bewußt, daß bei solchen Transformationen von Bedeutungen in einen anderen Kontext immer etwas verloren geht. Denn Bedeutungen konkretisieren sich immer spezifisch in einem bestimmten Spielraum. Nach einigen Überlegungen und späteren Korrekturen²⁸ habe ich die folgenden Fragen entwickelt, von denen ich glaube, daß man sich mit ihnen sicher in den Kosmos möglicher Themen begeben kann:

1. Wie erlebt die Zielgruppe²⁹ ihre Umgebung?
2. Was macht sie gerne?
3. Mit welchem Gedanken spielt sie?
4. Wie sieht sie sich?

27 So braucht man einem Kleinkind nicht zu sagen: »Erkunde den Raum um dich.« Es tut es von selbst. Dasselbe gilt für das Erforschen des eigenen Körpers, späterhin für das Ausprobieren in Gedanken und das Träumen.

28 Siehe 4. Kap. Abschn. »Wesentliche Zwischenbefunde« Punkt 9.

29 Ich spreche im Folgenden bewußt von »Zielgruppe«, da in Debatten eher selten eine Person als Akteur einer Motion eingesetzt wird.

Auch hier müssen die Fragen aus der Sicht der Zielgruppe positiv beantwortet werden, damit ihre Verkörperung als Verbindung zur Leitqualität der ersten Stufe »festlegen« erfolgen kann.

Im Übersetzungsversuch wurde (1.) aus dem umgebenden Raum im Kontext »Übergangskreis« die Umgebung, (2.) aus der Körperposition dort hier die Handlung, (3.) aus dem Spiel mit einer Körperstelle das Spiel mit einem Gedanken und (4.) aus dem Selbstbild einer Person das Selbstbild einer Zielgruppe.

Das Ergebnis der Übersetzung sind Fragen, mit denen sich eine Zielgruppe kontextspezifisch verkörpert bzw. ausdrückt. Dies nenne ich ihre Charakterisierung. Mit den Antworten wird eine Zielgruppe umfassend charakterisiert, weil sie in den vier wesentlichen Dimensionen Raum, Körper, Offenheit und Bildhaftigkeit dargestellt wird. Eine einfache Charakterisierung der Zielgruppe sichert die Bestimmung der Leitqualität für eine Zielgruppe ab. Sie ist durch die Beantwortung einer der obigen Fragen hinreichend. Mehrfache Charakterisierungen machen die Leitqualität für diese Personengruppe nicht eindeutig. Es wird zudem viel Angriffsfläche für die Gegenseite geschaffen.

Die Verkörperung erfolgt in einer Rede inhaltlich durch die Charakterisierung der Zielgruppe, für die gesprochen wird. Die Charakterisierung einer Zielgruppe ist ein notwendiges Vehikel, um eine Debatte voranzutreiben. Gleichzeitig ist sie ein weiteres vorrangiges Ziel der beginnenden Informationsvermittlung des Redners an seine Zuhörer. Ein Entwicklungsziel und eine kohärente Charakterisierung der Zielgruppe verhindern, daß zu viele verschiedene Begriffe verwendet werden. Ein Redner sollte eine eher einfache Charakterisierung präsent halten, um sich besser verteidigen zu können. Auf diese Weise beginnt eine Rede, sich in ihrem Inhalt zu verkörpern, und der Redner vermittelt klare Informationen. Einem verkörperten Redner wird es leichter fallen, seine Zielgruppe mit einer klaren Charakterisierung zu vergegenwärtigen, als jemandem, der neben sich auf der Bühne steht.³⁰ Ein Ziel des Debattierens zielt darauf ab, gegenüber der Jury glaubwürdig zu sein. Deshalb wird auch in dem später vorgestellten Trainingsprogramm die Verkörperung empfohlen.

Natürlich kann man seine Zielgruppe schon zu Beginn einer Rede entkörpern. Das kann man tun, indem man sie als leidende, bedrohte oder benachteiligte Gruppe darstellt. Vielleicht ist sie Opfer einer anderen Gruppe, die als Täter auftritt und großen Schaden anrichtet. Solche Debatten mit ihrem dramatisierenden Akzent sprechen natürlich direkt unser Mitgefühl an, das einem vielleicht angeborenen Altruismus entspringt. Man sichert sich also mit dieser Strategie die Gunst der Zuhörer und kann dann leicht mit den Vorzügen des eigenen Handelns werben. Direkt anschließend lassen sich Maßnahmen vorstellen, die zu positiven Veränderungen führen sollen. Letztlich wird ein Kontrast aufgebaut: Die Figuren, um die es geht, sind aus dem Sumpf gezogen und jetzt im Trockenen. Alle können sich freuen. Wer hat das nicht gerne, und der Redner

30 Dieser befände sich dann, um mit Thomas Fuchs (2000) zu sprechen, in einem Zustand der »Entzweiung« (131), den er als ein »Fremdwerden des Leibes« und ein »Hervortreten des Körpers aus der Leiblichkeit« begreift. Fuchs wählt für diese Beschreibung den Beobachtungsrahmen der Krankheit, weil hier der Verlust der Verfügbarkeit bzw. der Kontrolle sehr deutlich wird; er ist aber m.E. auch schon vorhanden, wenn Menschen im normalen Alltag formulieren, daß sie »neben sich stehen« oder von sich sagen, daß heute »nicht mein Tag« ist.

wird schnell zum Helden. Mit diesen Emotionen spielt die Medienberichterstattung täglich. Wir sind also trainiert, solche Darstellungsmuster wahrzunehmen. Dennoch sind es Theaterproben.

Sie sind es deshalb, weil es nicht nötig ist, auf der Bühne mit Gefühlen zu übertreiben. Es ist möglich, in der begrenzten Redezeit von sieben Minuten eine Geschichte anders zu erzählen. Wenn wir uns auf das Grundanliegen der Verkörperung besinnen, wird die positive Charakterisierung unserer Zielgruppe jeder Dramatisierung unsererseits ein Ende setzen. Nun könnte man einwenden, das sei Unsinn. Es gibt genug Leid, soziale Ungerechtigkeit, und wenn man sie findet, soll man sie auch benennen. Das Problem ist nur, daß die Gegenseite dieses Leid entweder herunterspielt oder noch größeres Leid einer anderen Zielgruppe gegenüberstellt. Die Debatte läuft dann in die Richtung: »Wer hat die größeren Probleme?« Das passiert auch, wenn nur eine Seite ihre Zielgruppe zu den Benachteiligten oder Schwächeren macht.

In der Tat gibt es Minderheiten, die nicht ignoriert werden können. Und auch hier wäre es oberflächlich zu leugnen, daß unser Altruismus eher emotionale Reaktionen als Argumente fördert. Debatten werden recht lebhaft, wenn eine Seite anfängt zu jammern. Will ich das mit meinen Vorschlägen verhindern? – Lebhaftige Debatten entstehen eher bei positiven Formulierungen, weil sie freier sind und damit auch die Auseinandersetzung mit der kontroversen Position der Gegenseite besser ermöglichen. Aber auch hier kann gekontert werden: »Warum sich nicht mit dem Leid auseinandersetzen, wenn es existiert? Debatten, die alles schönreden, sind langweilig; nicht besser als in der Politik. Kontroversen, die den Finger in die Wunde legen, bewegen das Herz. Und: »Debatten sind im Kern Bemühungen, die Richtung unseres Daseins besser zu klären: Wohin gehen wir? Also sollten sie die Ausgangspunkte nicht verschleiern.«

Es ist also ziemlich einfach, meinen Ansatz zu zerstören. Aber was gibt man den Menschen? Was haben sie davon, wenn sie am Ende einer Debatte glauben, welche Gruppe von Menschen im gesellschaftlichen Leben am meisten leidet? – Eine Relativierung? Wenn man eine Debatte verliert, dann zu wissen: Das Leid meiner Zielgruppe ist doch nicht so groß?

Wenn man also eine Zielgruppe – z.B. Heimatvertriebene – positiv charakterisiert im Sinne von Wunscherfüllung³¹, dann kann man sagen, man charakterisiert sie so, wie sie sich etwas wünscht. Ohne das Leid zu erwähnen, in dem sie möglicherweise tief verwurzelt ist. Damit wird der Teil des Altruismus angesprochen, der für die Debatte konstruktiv ist. Negative Charakterisierungen laufen darauf hinaus, über das zu sprechen, was einer Zielgruppe fehlt. Und dann beginnt der Streit darüber, ob das, was sie nicht

31 Der Gedanke liegt nahe, hier eine Anleihe bei der Tiefenpsychologie Sigmund Freuds zu sehen, die als Psychologie der Wunscherfüllung charakterisiert werden kann (https://de.wikipedia.org/wiki/Unbewusste_W%C3%Bcnsche; aufgerufen am 18.01.2024). Und so ist es auch gemeint. Denn Wunscherfüllung regt die Phantasie mehr an und schließt auch an die hier evolutionsbiologisch vertretene Auffassung an, daß der Mensch ein Mängelwesen ist. Gerade deshalb ist die Verkörperung ein tägliches Anliegen. Das Erleben einer guten Beziehung zwischen Körper, Emotion und Geist ist gerade kein unveränderlicher Status quo, sondern die bewegliche Dynamik der Beziehung zwischen Welt 1, 2 und 3, die unser tägliches Erleben begleitet. Die Anstrengung, verkörperte Reden zu halten, ist deshalb eine permanente, gerade wenn man sich auf Dauer im Kosmos der Debatte bewegen wil, ohne den Verlust einer natürlichen Selbstverständlichkeit in Kauf zu nehmen.

hat, wichtig ist, und wenn das nicht der Fall ist, ob sie überhaupt ein Recht darauf hat, etwas zu haben. Und wenn auch das nicht der Fall ist, dann zumindest darüber, ob eine andere Zielgruppe nicht mehr das Privileg hat, etwas zu bekommen. Demgegenüber ist es gar nicht so kompliziert, wie man vielleicht denkt, eine betroffene Zielgruppe, die im Schatten steht, »visionär« ins Licht zu rücken. So gewinnt man Redezeit, kommt schneller auf den Punkt und vermeidet Behauptungen der Gegenseite, also schlicht: ein unkonstruktives Hin und Her. In der Debatte geht es um Argumente, und die kommen besser zur Geltung, wenn die Wogen der Emotionen nicht so hoch schlagen. Vor allem sind Argumente ohne übertriebene Emotionen leichter auszuarbeiten und damit für die Jury schneller zu bewerten.

*Formalisierung des 2. Stufenarguments:
»Z ist Lc präsent, weil sie La anstrebt.«*

Auch hier steht »Z« wie bei den Formalisierungen für eine immer gleiche Zielgruppe. »Lc« konkretisiert die Leitqualität »präsent« der Stufe 2 und »anstrebt« steht für die Stufe 1. »La« steht schließlich für die Leitqualität, auf die sich das erste Stufenargument in seinem behauptenden Teil bezieht. »La« kann auch beliebig sein, wenn das Stufenargument singular verwendet wird, solange das Stufenargument schlüssig wird.

3. »nutzen«

Das 3. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 3 »nutzen« mit Stufe 2 »verkörpern«

Definition:

Wir können unter »nutzen« primär die Verwirklichung von Begabungen im praktischen Tun verstehen.

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um etwas als nützlich erkennen zu können und Handlungen zu »nutzen«, ist die Verkörperung.

Begründung:

Die erste Erfahrung, die ein Mensch in seinem Leben macht, daß etwas nützlich ist, ist die Erfahrung mit dem eigenen Körper. Das Kleinkind krabbelt von hier nach dort und greift mit der Hand nach Dingen, die es haben will. Durch den Gebrauch seines Körpers befriedigt das Kind, soweit es kann, seine Bedürfnisse und ermöglicht sich so ein selbständiges Überleben. Diese frühen Erfahrungen können noch kein Sprachbewußtsein erreichen, da das Sprechenlernen erst später beginnt. Zudem können Erfahrungen aus den ersten drei Lebensjahren in der Regel nicht erinnert werden. Die erste Erfahrung,

die ein Mensch in seinem Leben macht, daß etwas nützlich ist, ist die Erfahrung mit dem eigenen Körper. Das Kleinkind krabbelt von hier nach dort und greift mit der Hand nach Dingen, die es haben will. Durch den Gebrauch seines Körpers befriedigt das Kind, soweit es kann, seine Bedürfnisse und ermöglicht sich so ein selbständiges Überleben. Diese frühen Erfahrungen können noch kein Sprachbewußtsein erreichen, da das Sprechlernen erst jetzt beginnt. Zudem können Erfahrungen aus den ersten drei Lebensjahren in der Regel nicht erinnert werden.³² Dennoch werden sie im Gehirn gespeichert, weil der Umgang mit dem eigenen Körper eine notwendige Grundlage für weitere Lernerfahrungen ist. Ein Mensch, der sich verkörpert, reaktiviert diese frühe Erfahrung des Umgangs mit dem eigenen Körper, indem er über die Sprache und damit über den Geist eine positive Beziehung zwischen seinem Körper und seinen Gefühlen herstellt.

Die Natur schenkt jedem Menschen bei der Geburt Gaben für sein Leben. Für ihre weitere Ausprägung spielt das soziale Umfeld, wie die Förderung durch Familie und Schule, eine große Rolle. Die Begabungen sind die Kräfte, in denen sich der Mensch am besten verkörpern kann. Denn Verkörperung ist eine positive, stärkende Beziehung zwischen Körper, Gefühl und Geist. Deshalb ist die Verkörperung die wichtigste Voraussetzung dafür, daß ein Mensch seine Begabung in einem harmonisierenden Zusammenspiel von Welt 1, 2 und 3 nutzen kann³³. Umgekehrt gesagt: In jeder Nutzung einer Begabung liegt eine Präsenz, die Verkörperung ist die wichtigste Voraussetzung dafür. Die Verkörperung belebt also den Gebrauch von Talenten. Durch das verkörperte Nutzen von Begabungen intensiviert sich diese Erfahrung, so daß sich die Denkfigur des Nützlichen im Sprachbewußtsein der Welt 3 etablieren kann.

Kontext Übergangskreis Nach der morgendlichen Verkörperung kann der Lernende nun damit beginnen, seine Talente tagsüber zu verkörpern, indem er die vier Fragen aus der vorherigen Stufe beantwortet. Es kann sein, daß ihm seine Talente nicht bekannt sind oder daß er mit ihnen nicht zufrieden ist. In diesem Fall kann er experimentell versuchen, sich die Verkörperungsfragen in verschiedenen Handlungssituationen zu stellen und zu beantworten, in denen er seine Fähigkeiten als Begabungen erproben möchte. Die Leichtigkeit der aktiven Verkörperung ist das Maß der Begabung. Mit dieser Orientierung kann der Lernende sein berufliches und privates Leben besser gestalten.

Für eine verkörperte Entwicklung sind zwei Talente erforderlich: Eines, das sich auf Menschen bezieht, wie es bei den meisten Berufen der Fall ist, und eines, das keine Menschen benötigt, um sie auszuüben (z.B. Lesen oder Spazierengehen). Die Notwendigkeit kann mit dem Bild des Gehens veranschaulicht werden: Man spricht von einem Standbein und einem Spielbein. Das sind die beiden Beine, mit denen wir uns im Leben fortbewegen. Nur eines von beiden zu benutzen, würde bedeuten, daß das ausbalancierte Ge-

32 Entwicklungspsychologisch wird dies als »infantile Amnesie« bezeichnet (https://de.wikipedia.org/wiki/Infantile_Amnesie; aufgerufen am 18.12.2023). Dieses Phänomen wird von verschiedenen Theorien unterschiedlich erklärt. Im Sinne Poppers kann man sagen: Die Wechselwirkung zwischen Welt 1 und Welt 2 steht noch am Anfang. Es gibt noch keine Welt 3, die sich durch Sprache an die Interaktion zwischen beiden erinnert.

33 Das Nutzen einer Begabung ohne Körper ist undenkbar. Auch der Denker braucht seinen Geist, der mit ihm und seinem Körper lebt.

hen sofort aufhört und wir humpeln oder kriechen müßten. Da das Leben uns Kraft abverlangt und einseitige Überlastung mit übermäßigem Stress bis hin zur Krankheit quittiert, ist es hilfreich, das Bewußtsein beider Talente im Alltag mit sich zu tragen. Deshalb erhält der Lernende als dritte Hausaufgabe für seine Tagesvorbereitung den Übungssatz: »Heute nutze ich meine Begabungen.« Er wird gebeten, sich dabei eine Tageslinie vorzustellen, auf der er den Einsatz seiner beiden Begabungen zeitlich grob markiert (also vormittags, nachmittags oder abends). Auf diese Weise wird sichergestellt, daß er im Alltag bei seinen Talenten bleibt, ohne deren zeitlichen Geltungsbereich aus den Augen zu verlieren.

Technisch gesehen verbindet sich in der morgendlichen Praxis die Verkörperung mit dem Bewußtsein des Praktizierenden über seine Talente, so daß er im Laufe des Tages immer mehr in ihnen verkörpert ist. Dazu sind die »vier Fragen«³⁴ zum Zweck der Verkörperung während des Tages nicht notwendig, wenn die Vernetzung am Morgen bestehen bleibt.

Eine dritte Übung wird dem Lernenden auf dieser Stufe als Zusatzaufgabe gegeben. Diese soll er jedoch nur dann ausführen, wenn er die beiden anderen Übungen (3. Übungssatz und Verkörperung seiner Talente am Tag) erfolgreich bewältigt hat. Dann soll er bis zur nächsten Woche einmal versuchen, in einer Situation seiner Wahl die Formulierung »Ich halte es für nützlich« zu verwenden.

Mit der Nützlichkeitsformulierung³⁵ wirken drei Signale, wenn sie in der Kommunikation mit anderen ausgesprochen werden. Sie sind zugleich die ersten drei Stufen. Denn die andere Person, die mit der Nützlichkeitsformulierung angesprochen wird, erfährt: 1.) Der Sprecher hat ein Ziel. 2.) Er ist präsent (verkörpert) und 3.) Das, was er sagt, ist etwas Gutes.³⁶ Es ist sehr schwer, einer solchen Aussage zu widersprechen, und gerade in Grenzsituationen, in denen man mit Widerspruch rechnen muß, ist dieser Schutz wichtig. Denn die Nützlichkeitsformulierung verletzt nicht. Denn derjenige, der sie ausspricht, ist verkörpert. Man kann sie aber intuitiv nur anwenden, wenn man sich situativ auf die Rolle einlassen kann, in der man sagt, was man möchte.³⁷ Es wird also Situationen geben, in denen die Anwendung der Nützlichkeitsformulierung gelingt. Es wird aber auch andere geben, über die man im Nachhinein denkt: »Das hätte ich doch versu-

34 Siehe oben Abschn. »sich verkörpern«.

35 Die meisten von uns kennen sie aus der Werbung, wo sie so oder ähnlich formuliert wird: »Nutzen Sie die Gelegenheit, das Produkt x zu kaufen« oder »... sofort anzurufen« oder »... noch heute« dieses oder jenes zu bestellen. Die Nützlichkeitsformulierung wird dort neben der Anpreisung von Qualitäten oder Vorteilen oft genug mit der vierten Stufe »begrenzen« begründet, auf die wir im nächsten Schritt eingehen werden, z.B. »Sichern Sie sich Ihre Vorteile und nutzen Sie«

36 Aus diesem Grund ist es notwendig, die Nützlichkeitsformulierung positiv zu verwenden. Aussagen wie »Ich halte das nicht für nützlich« oder ironisch »Was ist denn daran nützlich?« konterkarieren ihre Wirkung. Denn sie bewirken eine Entkörperlichung und können zu schlimmen Ergebnissen führen. Hitler formulierte nicht: »Ich halte es für nützlich, die Juden umzubringen«; das hätte wahrscheinlich einen Aufschrei in der Bevölkerung hervorgerufen, deren moralisches Gewissen eine solche Absicht nicht zugelassen hätte. Sondern Hitler formulierte: »Die Juden sind zu nichts nütze.«

37 Aus diesem Grund wäre beispielsweise die Kontaktaufnahme eines Zuggastes mit dem Lokführer: »Ich halte es für nützlich, selbst diesen Zug zu fahren« absurd.

chen können.« Und es wird wieder Situationen geben, in denen es unangemessen ist, sie anzuwenden.

Diese Übung bereitet den Schritt zum vierten Schritt »begrenzen« vor. Denn die Nützlichkeitsformulierung ist diejenige in der deutschen Sprache, mit der eine Person am besten ihre Meinung ausdrücken kann, ohne Ablehnung, Abwehr oder Isolation befürchten zu müssen. Voraussetzung bleibt allerdings, daß sie ihre Rolle situativ verkörpern kann.

Kontext Evolution Nachdem der homo sapiens sesshaft geworden war und sein Alltag sicherer geworden war, erkannte er nach einer ersten Zeit des gemeinsamen Säens, Pflanzens und Bewässerns, daß es leichter war, die anfallenden Arbeiten unter sich aufzuteilen. Es zeigte sich in der täglichen Praxis, wer besser in der Lage war, Steine zu behauen, widerstandsfähigeres Holz für den Hausbau zu bearbeiten oder sich besser in der Töpferei zu betätigen. Man interessierte sich für die Qualität der Arbeit und wählte, wenn möglich, Menschen nach ihren Neigungen für Tätigkeiten aus. Ihre Leistungen wurden anerkannt. Es ist möglich, daß die Sprache in diesen sozialen Interaktionen eine weitere spezifische Funktion erhielt. Denn die hergestellten Produkte brauchten nicht nur einen Namen, sondern auch die Bezeichnung ihrer Qualität für ihren Gebrauch. Das Zusammenleben der Menschen wurde effizienter, weil verschiedene notwendige Tätigkeiten gleichzeitig möglich wurden, die den wirtschaftlichen Ertrag sicherten: das Fangen von Fischen, das Herstellen von Töpfen, das Schmieden von Werkzeugen oder die Bearbeitung des Bodens durch Pflügen.

Wahrscheinlich in der Jungsteinzeit entwickelte der einzelne Mensch ein stärkeres Bewußtsein dafür, was für ihn nützlich ist. Charles Darwin (2017) schreibt mit Blick auf die Evolution: »Der Mensch wählt nur zu seinem eigenen Nutzen; die Natur zum Nutzen des Wesens, das sie pflegt. Jeder von ihr ausgewählte Charakter wird daher in voller Tätigkeit erhalten und das Wesen in günstige Lebensbedingungen versetzt« (96). Diese Worte mögen idealisierend sein, aber sie weisen darauf hin, daß der Mensch bei der Bewältigung seines Lebens seinen eigenen Vorteil sucht. Die Natur hingegen schafft Bedingungen, unter denen sich der Mensch in ihr bewähren kann. So beginnt mit der Domestizierung von Wildpflanzen zu Kulturpflanzen vor 9500 Jahren offiziell das Neolithikum (d.h.: die Jungsteinzeit), weil in Vorderasien über Generationen hinweg eine genetische Isolation mit eigenen Anbaugebieten für Getreide als Nutzpflanze nachgewiesen werden konnte.³⁸

Aus der Notwendigkeit heraus, sich zu bewähren, um zu überleben, erlaubte die Ausübung handwerklicher Fertigkeiten auch die Gestaltung imaginärer Prozesse. So bemerkt der amerikanisch-britische Soziologe Richard Sennett (2008): »Die langsame Arbeit des Handwerks ermöglicht auch die Arbeit der Reflexion und der Phantasie [...]« (391). Der Archäologe Vere Gordon Childe (1959) beschreibt diese imaginative Tätigkeit im handwerklichen Tun als eine Art Philosophieren am Beispiel des Töpferhandwerks. Das Wesen dieses praktischen Tuns besteht für ihn darin, einem wandelbaren Stück Ton durch den Vorgang des Brennens eine dauerhafte Form zu geben:

38 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Jungsteinzeit>; aufgerufen am 21.12.2023.

»Dem Menschen der Frühzeit muß diese Umwandlung der Beschaffenheit des Materials als eine Art zauberhafter Transsubstantiation erschienen sein – die Verwandlung von Schlamm oder Staub in Stein. Sie mag zu gewissen philosophischen Fragen angeregt haben, betreffs der Bedeutung von Substanz und Identität. Wie kommt es, daß der formbare Ton dieselbe Substanz ist wie die harte, aber spröde Töpferware? Der Topf, den man ins Feuer legte, hat genau dieselbe Gestalt wie das, was man herauszieht, aber die Farbe hat sich geändert, und auch die sonstige Beschaffenheit ist ganz und gar verschieden« (94).

Wir sehen an diesem Beispiel, daß Menschen mit besonderen Begabungen in der Lage waren, Beobachtungen zu machen, die zu Fragen führten. Dann begannen sie, weiter zu experimentieren und Entdeckungen zu machen³⁹. Es ist davon auszugehen, daß dieser auch heute noch übliche Vorgang den damaligen Alltag veränderte, für viele Menschen heute selbstverständlich geworden ist, aber noch heute begabte Töpfer fasziniert.

Kontext Debatte Die Orientierung an der Nützlichkeit gibt allen ein Handwerk in die Hand. Sie hilft, die knappe Vorbereitungszeit⁴⁰ zu strukturieren und in der Dynamik des Geschehens den Überblick zu behalten. Denn die Frage: »Was ist jetzt nützlich?« ist nicht nur ein Aushängeschild, um Maßnahmen für eine Zielgruppe zu konkretisieren. Sie ist auch ein mentales Programm, das auf jene Inhalte der Rede ausgerichtet ist, die verkörpert werden können. Das schafft viel Orientierung und Klarheit für eine Rede.

Die Frage nach dem Nutzen findet sich direkt in der Struktur »Nutzt x mehr als es schadet?« wieder. Sie ist in vielen Themen ein fester Bestandteil des Settings von Motions. Die psychologische Komponente dieser Spielart besteht darin, der Jury als Repräsentation des Publikums deutlich zu machen, daß mit dem Nachweis des Nutzens von etwas für eine Zielgruppe deren bisherige Charakterisierung gefestigt wird.

Antworten auf die Frage: »Was ist jetzt nützlich?« strukturieren den Prozess der Informationsverarbeitung in allen drei Phasen einer Debatte: der Vorbereitung, der Durchführung und der Auswertung von Reden. So unterschiedlich die Aufgaben hier für die Vortragenden auch sein mögen, der Prozess, warum die Kombination dieser Frage und ihrer Antwort eine besondere Wirkung entfaltet, bleibt der gleiche: Immer wird der ursprünglichste und bewußt denkbare Kontakt eines Menschen zu seiner frühesten Präsenz hergestellt: die seines Körpers in Bewegung. Ob diese These stimmt, mag bezweifelt werden. Denn es gibt viele hochbegabte Menschen, die für ihre Leidenschaft, vor anderen zu sprechen, leben. Stehen sie neben sich? Hat es etwas mit ihrer Körperlichkeit zu tun? Es scheint, als habe die Natur diesen Rednern eine natürliche Selbstverständlichkeit mitgegeben, die Wahrnehmung ihres Körpers intuitiv zu nutzen. Aber Gaben, die man sich durch Beruf oder Hobby angeeignet hat, gehen verloren, wenn sie nicht bewußt verkörpert werden. Das kann dazu führen, daß man das Interesse an dem Debattentreiben verliert, weil man unbewußt einem Perfektionismus huldigt, oder daß einen die Depression einholt, weil man zu selten Siege erringt. In beiden Fällen hat

39 Auch »Bronze kann [...] nur durch überlegtes Vergleichen und Experimentieren erfunden worden sein« (Childe 1959: 151).

40 Siehe hierzu im 4. Kap. »Die Vorbereitung einer Rede.«

man es versäumt, bei sich selbst zu bleiben, obwohl man ein herausragendes Talent hat. Die Herausforderung besteht darin, eine natürliche Selbstverständlichkeit während des Debattierens über einen längeren Zeitraum nicht zu verlieren. Dieser schleichende Prozess tritt ein, wenn die Frage nach dem Nutzen nicht gestellt wird.

Es gilt also, die Denkfigur des Nützlichen in unterschiedlichen Situationen präsent zu halten, denn sie dient der »Verbesserung eines Gesamtzustandes« (Hein 2023: 176) in Wort und Schrift. Die Besonderheit dieser Denkfigur liegt darin, daß sie auf einen Prozess der Bewußtseinsbildung ausgerichtet ist, der verkörpert wird.

Formalisierung des 3. Stufenarguments:
 »Z hält I* nützlich, weil ihr Lc präsent ist.«

Dabei steht »I*« für einen beliebigen Inhalt, »nützlich« ist die Leitqualität der Stufe 3 und »Lc« konkretisiert einen Inhalt der Leitqualität der Stufe 2, für die der Ausdruck »präsent« steht.

4. »begrenzen«

Das 4. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 4 »begrenzen« mit Stufe 3 »nutzen«

Definition:

Wir können unter »begrenzen« die Unterscheidung zwischen Wichtigem und Unwichtigem unabhängig vom Bezugssystem verstehen.

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um »begrenzen« zu können, ist festzulegen, daß der Geltungsanspruch eines Wertes nützlich ist.

Begründung:

Menschen brauchen eine stabile Ordnung, um ihre Werte oder Handlungen aufrechtzuerhalten. Sie können als offene Systeme der Natur betrachtet werden, da sie Informationen aufnehmen und verarbeiten können. Damit gehen prinzipiell Instabilitäten einher, die für den Menschen vorübergehend sind, wenn er die Wertigkeit seines Handelns absichern kann. Dies gilt sowohl gegenüber eigenen und fremden Ansprüchen als auch gegenüber sich verändernden Umwelteinflüssen. Menschen leben in einer Welt, in der auch andere offene Systeme Informationsträger sind, auf die sie reagieren müssen.

In dieser Grundsituation ist Sicherheit ein berechtigtes Anliegen des schutzbedürftigen Menschen. Als Erwachsener muß er selbstverantwortlich handeln und seinen Wert bewahren. In der Welt 2 seines Fühlens und Denkens erfolgt der Erhalt einer stabilen Ordnung dadurch, daß ein Wert oder eine Handlung als wichtig und als nützlich be-

gründet wird.⁴¹ Damit findet eine Verschränkung der Welt 2 mit der Welt 1 des Körpers statt, denn die erste Nützlichkeits Erfahrung ist eine körperliche. Mit dieser Verknüpfung richtet sich die Welt 2 im eigenen Seelenleben auf und begründet sich in der Interaktion mit Menschen. Denn auch hier rekurriert der Geltungsanspruch von Werten und Handlungen auf die eigene Leiblichkeit, indem er durch die Nützlichkeitsformulierung begründet wird. Die Verschränkung schafft so Dialogformen, in denen die Abgrenzung von Ansprüchen überzeugend und respektiert wird. Das schafft Klarheit, denn in einer komplexen Lebenswelt steht jeder Einzelne oft genug Experten gegenüber. Die Transparenz von Aussagen wird dort eher erreicht, wenn ihre Wirkungsweise auf persönlicher und ursprünglicher Erfahrung beruht.

Kontext Übergangskreis Der Lernende erhält in seiner Tagesvorbereitung einen vierten Übungssatz, der lautet: »Nicht alles, was heute geschieht, ist wichtig. Nicht alles um mich herum hat Bedeutung. Dieser Satz verbindet die Abgrenzung gegenüber Anforderungen und Beeinträchtigungen, die im Laufe des Tages von außen kommen können, und folgt nach dem morgendlichen Appell an die eigenen Fähigkeiten der dritten Stufe. Die angesprochenen Einflüsse bleiben fiktiv und werden nicht konkretisiert. Bildhaft wird die Aussagekraft dieser Übung, wenn sich der Lernende zwei senkrechte Grenzlinien vorstellt, die aus der imaginierten Tageslinie der vorherigen Stufe hervorgehen. Aus einer waagerechten Linie werden nun zwei senkrechte Linien, die den Weg der Talente schützen. Dabei ist durchaus zuzulassen, daß hier und da »etwas« von außen auf die stehenden Grenzlinien drückt, aber die stets dynamisch erlebte Übung verlangt, diese Grenzmarkierungen nach Möglichkeit wieder aufrecht stehen zu lassen.

Während morgens auf diese Weise Begrenzungen geübt werden, erfolgt auf der vierten Stufe ihre Stabilisierung und Sicherung durch eine weitere Übung: Einmal am Tag soll die Person in einer Situation ihrer Wahl jeweils fünf Dinge benennen, die ihr in diesem Moment wichtig *und* nützlich sind. Danach soll sie fünf Dinge benennen, die für sie in dieser Situation unwichtig sind und nichts mit ihr zu tun haben. Die erste Übungshälfte begründet die aktualisierten Werte mit der Verkörperung durch die Formulierung des Nützlichen. Der zweite Teil schirmt das Bewußtsein des Übenden von den eigenen Ansprüchen ab, indem er sie gar nicht erst zuläßt. Es müssen Dinge benannt werden, die nichts mit einem selbst zu tun haben, denn im Unbewußten gibt es kein Nein, wie Freud erkannt und treffend formuliert hat. Zudem ist sich jeder Mensch mit seiner eigenen Leiblichkeit buchstäblich selbst der Nächste. Daraus erwächst seine Tendenz zur Selbsterhöhung. Jeder Mensch ist sein eigener Zeuge, wie der ungarisch-jüdische Philosoph und Physiker Melchior Pálagyí (1924) bemerkte. Dies legt den Grundstein dafür, die Ansprüche anderer als weniger real begründet wahrzunehmen.

Die Wirkungsweise dieser Übung beruht, vereinfacht gesagt, auf der Verkörperung des Wichtigen und der strikten Trennung des Unwichtigen von der eigenen Erlebnis- und Sinneswelt. Damit wird einer Gefahr vorgebeugt, die mit der Organisation der Sinne gegeben ist und der wir uns fast selbstverständlich nicht bewußt sind. Sie besteht darin, alles für wichtig zu erklären, was wir mit unseren Sinnen erfahren können oder

41 Dies gilt z.B. für die Ordnung einer Wirtschaft, eines Haushalts oder einer Wohngemeinschaft. Hier wie dort wird die Akzeptanz einer Regelung durch ihre Nützlichkeit begründet.

schon Bedeutung hatte. Unabhängig von der Struktur dieser Übung und der Visualisierung in ihrer morgendlichen Anwendung läßt sich leicht veranschaulichen, daß die Nutzung der Gaben die wichtigste Voraussetzung für psychische Stabilität ist: Auf der dritten Stufe haben wir den Gang durch den Alltag mit zwei unterschiedlich ausgerichteten Begabungen als Standbein und Spielbein erläutert. Nun können wir uns der Stabilität, dem Gleichgewicht und der Souveränität zuwenden, die mit dem Betreten der vierten Stufe angestrebt werden.

Was im körperlichen Akt der Fortbewegung plausibel erscheint, hat seine Entsprechung auch in der Welt 2: Wir erkennen Ordnungen eher dort, wo wir die individuellen Begabungen unserer Denk- und Wahrnehmungsstruktur nutzen können. Umgekehrt gilt: Das Erkennen einer Ordnung ergibt sich aus dem Nutzen unserer Wahrnehmungsorgane.

Kontext Evolution Eine neue Ordnungsstruktur des Zusammenlebens entstand dort, wo der Mensch aufgrund günstiger Naturbedingungen, wie Verfügbarkeit des Wassers und günstige klimatische Verhältnisse, seine bisherige Tätigkeit als Jäger und Sammler weitgehend aufgeben konnte. Mit der Sesshaftigkeit konnten sich handwerkliche Tätigkeiten ausdifferenzieren, die das Gemeinschaftsleben nach innen stärkten. Denn der Einzelne konnte tendenziell mehr nach seinen Fähigkeiten arbeiten und sich so leichter in seine Gruppe einbringen. Nach außen ermöglichte die neue Situation eine klare Identifikation des eigenen Territoriums, da sich die räumlichen Bezüge nicht ständig änderten. Die Konstanz des eigenen Territoriums wurde durch den Bau von Hütten gesichert, die nachts das Eindringen von wendigen Tieren verhinderten, vor denen man früher in offenen Höhlen nicht sicher sein konnte. Außerdem wurde die bisherige »Abhängigkeit von unkontrollierbaren Bestandsschwankungen«⁴² wild wachsender Pflanzen und wild lebender Tiere eingeschränkt. Nahrung konnte nun vor allem durch den Anbau von Getreide und anderen Kulturpflanzen selbst erzeugt und gelagert werden. Dazu waren Gefäße dienlich, die getöpft wurden und vor klimatischen Veränderungsprozessen schützten. Gegenstände des häuslichen Gebrauchs wurden so in vielerlei Hinsicht nützlich. Die Lebensweise hatte eine zeitlich so stabile Ordnung, daß sie sich – abgesehen von Verfeinerungen – im Wesentlichen kaum veränderte. So schreibt der Soziologe Carl-Heinz Boettcher (1999): »Fast der gesamte Hausrat des Mittelalters war bereits im Neolithikum bekannt« (370). Ähnliches gilt für Viehzucht und Ackerbau: »Ein prähistorischer Bauer wäre zweifellos noch vor wenigen Jahrzehnten, an der Schwelle zur Gegenwart, in der traditionellen Landwirtschaft der Mittelmeerländer oder der Alpen gut zurechtgekommen.«

Die Menschen der Jungsteinzeit domestizierten Wildtiere und machten sie zu Haustieren, die in der Nähe der Siedlungen in Gehegen gehalten wurden. Sie schränkten die natürliche Mutation der Tiere ein, indem sie ihre Eigenschaften zu ihrem eigenen Nutzen veränderten. Männer und Frauen arbeiteten gemeinsam auf den Feldern. Durch den Einsatz von Rindern, die frühe Formen des Pfluges zogen, konnten die Männer ihre eigene körperliche Anstrengung verringern und wichtige Arbeiten an die Tiere delegieren.

42 Vgl. Einleitung von <https://de.wikipedia.org/wiki/Jungsteinzeit>; aufgerufen am 21.12.2023

Die Frauen wurden dadurch bei Aussaat und Ernte entlastet und konnten ihre Zeit für die Betreuung und Pflege ihrer Kinder nutzen.

Ein weiteres Kriterium für die neue Ordnung war der Wissenszuwachs. Die existenziell bedeutsame Beobachtungsgabe begabter Bauern und Handwerker sorgte für wirkungsvolle Erfahrungen in der Kausalität ihres Handelns. Die durch gezielte Eingriffe in die Natur gewonnenen Erfahrungen schulten den Geist. Man glaubte auch, durch magische Rituale die Natur zu seinen Gunsten beeinflussen zu können. Die Erfahrungen der Menschen mit der Kausalität dürften sich in ihrer Sprachpraxis niedergeschlagen haben. Denn die Sprache mußte nun den Anspruch erfüllen, über kausal begründetes Handeln zu kommunizieren. Damit entfaltete sie wohl erstmals eine argumentative Kraft. Sie erhielt eine der vier von Karl Popper benannten Funktionen.⁴³

Bei der beispielhaften Aufzählung von Sicherungsaktivitäten der damaligen Menschen ist nicht zuletzt auf die Macht über Menschen hinzuweisen. Sie ist ein weiterer Aspekt des Begrenzens auf sozialer Ebene: Denn im Zuge der Sesshaftwerdung wurde es dem Einzelnen grundsätzlich möglich, Besitz zu erwerben. Gelegentlich handelte es sich dabei um Vermögen. Etwa in der Mitte des Neolithikums⁴⁴ gewannen jene Personen oder Gruppen eine Vormachtstellung gegenüber anderen, denen es durch planvolles Handeln gelungen war, aus Kupfer und Zinn Bronze zu gewinnen. Dieses Erz ermöglichte die Herstellung von Werkzeugen, die widerstandsfähiger und haltbarer waren als solche aus Stein.

Bronze konnte von den Besitzern oder Bewohnern der Orte gewinnbringend verkauft werden, da das Herstellungsverfahren nicht allgemein bekannt war und Kupfer und Zinn nicht überall zur Verfügung standen. Die wenigen Privilegierten aber hatten nun ein Machtinstrument in der Hand, und die strategisch Begabten unter ihnen verkauften es teuer an jene, die aus dem neuen Material wirksamere Waffen für die Kriegsführung herstellen wollten. Der Bedarf der Bauern an robusten landwirtschaftlichen Geräten war groß. Nur wenige hatten das zusätzliche Geld, um einen Handwerker zu bezahlen, der ein Schmuckstück aus Bronze anfertigte. Unter diesen Bedingungen entstand in der Bronzezeit am Ende der Alten Welt eine neue Ordnung, die Carl-Heinz Boettcher (1999) als das »Entstehen eines archaischen Feudalsystems« (371) bezeichnet.

Kontext Debatte Es wird oft und zu Recht gesagt, daß es besser sei, in seiner Redezeit ein oder zwei Argumente zu entwickeln, als mehrere Behauptungen aufzustellen. Die Notwendigkeit ergibt sich hierfür aus der Begrenzung der Redezeit bei gleichzeitiger Aufgabe, die Zuhörer zu überzeugen.

In kontroversen Debatten wird die Klarheit der eigenen Position wesentlich durch die Nützlichkeitsformulierung hergestellt. Denn die beiden Seiten greifen sich in der Regel durch Schadensformulierungen an. Einen Schaden zu benennen bedeutet immer, eine Grenzüberschreitung zu markieren, die aus moralischen, ökonomischen oder anderen Gründen nicht geschehen sollte. Will eine Seite dem Vorwurf der Schädlichkeit einer – von ihr vertretenen Maßnahme – präventiv begegnen, so tut sie gut daran, ihre Handlungsvorschläge mit der Nützlichkeitsformulierung zu begründen. Dann ist es

43 Popper (GW 11: 505).

44 Also 5000 Jahre vor unserer ptolemäischen Zeitrechnung,

schwer, dieser Position ohne Sarkasmus zu widersprechen. Dieser Tonfall der Angreifer zeigt schon ihre Unterlegenheit.

In den spielerischen Debatten der Clubs geht es immer um Ordnungssysteme. Sie können entweder besser oder schlechter, begrüßenswert oder bedauerenswert sein. Es ist am besten, ihre Wichtigkeit mit Kriterien des Nützlichen herauszustellen. Die Frage: »Was ist nützlich?« ist als Orientierung für den Redner gerade dann hilfreich, wenn der Redefluss durch eine Zwischenfrage gestört wird, oder schlimmer noch, wenn ein Blackout den Fortgang des Vortrags blockiert. Dann steht sich der Redner oft selbst im Weg. In Debatten entstehen immer wieder neue Situationen, in denen die Zeit fehlt, die geschickten Angriffe des Gegners analytisch zu durchdenken. Trotzdem muß man reagieren. Es gibt auch unzulässige Beleidigungen, die verletzen, selbst wenn der Juror sofort eingreift. Mit der Antwort auf die obige Frage kann man solche Momente souverän meistern. Denn sie eröffnet wieder den Zugang zur selbstbestimmten Kontrolle über sich und die Situation.

Vergessen wir bei all dem nicht, daß Debattieren grundsätzlich als Sport betrieben werden kann und diese Ausrichtung mit der Organisation vieler Turniere dominiert. Emotional aufgeheizte Situationen sind daher vorprogrammiert und die These von der Desynchronizität unseres Gehirns⁴⁵ tut hier das Weitere, um die Gespanntheit der Konkurrenten zu verstehen. Die »Orga«(nisation) von Wettkämpfen tut gut daran, vor Beginn an die Teilnehmer zu appellieren: »Seid nett zueinander.« Sie hat Recht und guten Grund, präventiv an den Respekt gegenüber den Juroren zu appellieren. Denn wer Adrenalin im Blut hat, kann bei deren Entscheidung über Sieg oder Niederlage gekränkt sein. Hartgesottene reagieren darauf besser, aber keineswegs ausnahmslos.

Formalisierung des 4. Stufenarguments:
 »Z ist I* wichtig, weil ihr I* nützlich ist.«

Hier wie in allen folgenden Formalisierungen steht »I*« für einen beliebigen Inhalt, »wichtig« für die Leitqualität der 4. Stufe und »nützlich« für die Leitqualität der 3. Stufe.

5. »sich einstellen«

Das 5. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 5 »sich einstellen« mit »Stufe 4 »begrenzen«

Definition:

Unter »sich einstellen« können wir einen verbindlichen Akt der Vorsorge für den Alltag, der Zukunftspflege und der Vergangenheitsbearbeitung verstehen. Er ist eine antizipatorische Leistung, die die Welt des Physischen mit einbezieht.

45 Siehe die entsprechenden Ausführungen zu A. Koestler im zweiten Kapitel Abschn. »Evolution«.

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um sich auf verschiedene Situationen einstellen zu können, ist, daß man sie als wichtig festlegt.

Begründung:

Unter Einstellungen verstehen wir feste und konstante Werte, die nicht mehr nur im Hier und Jetzt einer Situation gelten, sondern von ihr und ihrem Ort weitgehend unabhängig sind. Damit sie sich konstituieren und die Zeitlichkeit eines Moments überdauern können, müssen die ihnen innewohnenden Werte wichtig sein. Eine Einstellung benötigt in der Regel eine lange Entstehungszeit, da ein Wert immer wieder auf seine konstante Bedeutung hin überprüft werden muß. Diese kann aus den Welten des Körperlichen, des Emotionalen oder des Geistigen in ihrer Vielfalt stammen. Damit ein Wert in seiner Bedeutung als stabil erkannt werden kann, muß der Bezugsrahmen der Situationen gleich oder zumindest vergleichbar sein. Einstellungen sind prinzipiell durch bedeutsame Erfahrungen veränderbar. Ihre Stabilität hingegen ist im Alltag nützlich, da sie sich meist auf Situationen beziehen, in denen wir Sicherheit für unser Handeln benötigen.

Kontext Übergangskreis Zum Abschluß der Tagesvorbereitung bietet sich eine Übung an, in der eine verkörperte Haltung zu wichtigen Situationen im Alltag eingenommen wird. Diese Übung besteht darin, solche wichtigen Situationen mit den drei Parametern »Wo? Wie? Was?« zu konfigurieren. Das »Wo« bezieht sich auf den Raum, in dem die Situation stattfindet. Dies kann ein offener Raum wie eine Straße oder ein geschlossener Raum wie ein Büro sein. Für die Wirkung der Übung ist es wichtig, sich selbst nicht von außen zu sehen. Man hat sich buchstäblich in die Situation hineinzusetzen. So wird die Verkörperung grundsätzlich ermöglicht. Das »Wie« bezieht sich auf die Körperhaltung, die man einnimmt: Stehen, Sitzen, Laufen und Liegen sind die häufigsten Bewegungshaltungen im Alltag. Aktivitäten wie Schwimmen, Klettern usw. können in diese Übung einbezogen werden. Das »Was« bezieht sich auf einen Körperteil, das in dieser Situation neutral ist, d.h. Es wird funktionell nicht direkt beansprucht. Beim Schwimmen kann das z.B. die Nase sein, beim Laufen das Becken. Hierfür zwei Beispiele: »Büro, Stehen, Hinterkopf« und »Einkaufsladen, Laufen, Unterschenkel.«

Die morgendliche Zusammenstellung wichtiger Situationen kann je nach Ereignisdichte des Tages einige Zeit in Anspruch nehmen. In der Regel sollte diese Übung mit etwa zehn Situationen durchgeführt werden. Die Reihenfolge der ausgewählten Situationen sollte nicht der Chronologie des Tagesablaufs folgen. Denn sonst würde man täglich bemerken, daß die Abläufe im Alltag sich wiederholen, und dies kann belasten. Man folgt also mit den Einstellungen nicht dem realen Verlauf des Tages. Man bringt ihn zeitlich durcheinander, so daß ein früheres Ereignis auf ein späteres folgt. Die Übung nimmt zu einer morgendlichen Zeit verkörperte Einstellungen vor, die eine Art Programm bilden, das vom Gehirn gespeichert wird, während man sich tagsüber nicht an die Übung erinnert. Sie wirkt dennoch, weil die Situationen abgerufen werden.

Genauso kann man mit dieser Methode in die Zukunft springen. Das bedeutet, daß man sich in eine Situation hineinversetzt, die heute noch nicht stattfindet, aber später

wichtig wird. In der Regel sind das Situationen, die nicht zum Alltag gehören. Man merkt erst, daß es sie gibt, wenn man sich mit ihnen intensiver beschäftigt: Zum Beispiel eine Prüfung, eine Reise, ein Bewerbungsgespräch, eine Beerdigung oder eine Hochzeit. Jeder kennt solche Situationen und hat sie schon erlebt. Da niemand die Zukunft kontrollieren kann, das Gehirn aber gerne mit Möglichkeiten spielt, entsteht ein Konflikt: Wir machen uns schon lange vor der Situation Gedanken, die oft in keinem Verhältnis zu der Zeit stehen, die wir später tatsächlich in der Situation verbringen.

Wenn man sich in zukünftige Situationen hineinversetzt, muß man eine situative Umgebung schaffen: Zuerst die zentrale Situation, in der das Hauptereignis stattfindet. Dann eine Situation, die ihr zeitlich vorausgeht, und als drittes eine Situation, die der zentralen Situation zeitlich nachfolgt. Durch das Training wird man merken, daß man in der realen Situation viel besser mit der vorgestellten Situation umgehen kann. Die Technik ist trainierbar und wird durch ständige Wiederholung immer natürlicher. Man kann also lernen, seine Zukunft zu verkörpern, wenn man an sie denkt.

Darüber hinaus kann man, wenn man dies wünscht, auch seine Vergangenheit verkörpern. Wir erleben immer wieder, daß Erinnerungen fast plötzlich und unerwartet auftauchen. Manchmal sind sie sehr negativ und wir neigen dazu, sie sofort zu verdrängen. Wenn wir das tun, werden sie später unversehens wieder auftauchen. Um dies zu vermeiden, ist es ratsam, sich mit den Fragen »Wo? Wie? Was?« an solche Situationen zu gewöhnen. Dadurch werden unangenehme Erinnerungen im Nachhinein verkörpert, können verarbeitet werden und benötigen nicht erneut den energetischen Aufwand ihrer Verdrängung. Die Übung kann dazu beitragen, daß eine einmal gemachte Erfahrung durch ihre bewußte nachträgliche Verkörperung zum Gegenstand eines Lernprozesses wird. Es gibt so viel Material in der Lebensgeschichte eines Menschen, das hier zur Verfügung steht.

Der Grundgedanke dieser Übung für ihre insgesamt drei Anwendungsbereiche, Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit, ist, daß es im Leben immer Wichtiges gibt, dem man sich stellen muß(te) und mit einer gewissen Selbstverständlichkeit klar bleiben sollte. Insofern schließt dieser fünfte Schritt inhaltlich an den vierten an.

Kontext Evolution Die Sesshaftigkeit im Neolithikum war eine erste Verkörperung des Menschen. Sie machte das Leben in kleinen Gruppen durch eine begabungsgerechte Organisation des Zusammenlebens sicherer. Die Unwägbarkeiten des Nahrungserwerbs und der Tierangriffe, denen die nomadische Lebensweise ausgesetzt war, schienen gemeistert. Jagen und Sammeln waren nicht mehr unmittelbar und in größerem Umfang überlebenswichtig. Die Menschen hatten das Feld ihres täglichen Lebens bestellt, indem sie verschiedenen Tätigkeiten auf dem Feld oder in ihren Arbeits- und Wohnhütten nachgingen. Das Wissen um mehr Sicherheit, zum Beispiel durch die in Krügen gefüllte Nahrung, ermöglichte vorausschauendes Denken. Ereignisse waren nun mit der Erfahrung kausalen Handelns verbunden. So lernten die Menschen beim Pflügen, Säen und Ernten. Aber auch in der Kunst des Töpfern und der Keramikherstellung begannen sie, die Rückwirkungen der Materie auf ihr Handeln zu antizipieren.

Eine solche Leistung, die durch eine Vorausschau vorbereitet wurde, war wahrscheinlich schon für den homo der Nomadenzeit notwendig. Denn in der lebensbedrohlichen Ausnahmesituation der Großwildjagd konnte er ohne mentale Voreinstellungen

kaum überleben. Die mentalen Vorleistungen bezogen sich vermutlich gerade auf Reaktionsweisen, die in einem »Wenn – dann – Fall« aktiviert wurden, um einer Angriffssituation des Tieres nicht tödlich zu unterliegen. Im Neolithikum entstand nun tatsächlich so etwas wie ein geordneter Rahmen. Anders als zuvor waren es nun nicht mehr die Momente der Not oder der Angst, sondern im Wesentlichen Alltagssituationen, die der Einzelne oder das Kollektiv als wichtig erachteten. Für den Bauern konnte das die gefährlichen Momente des Anbindens eines Rindes an den Pflug sein. Für den Töpfer war es der Moment, in dem sich der Erfolg oder Mißerfolg des Brennvorgangs seiner Keramik erwies. In den Alltag integriert, waren solche Vorahnungen immer Teil eines Plans, der einen Arbeitsprozess beinhaltete.

Die neue Ordnung mit ihren lokalen Grenzen erlaubte es, die alte Mobilität aufzugeben. Für ihre Bewohner wurde die aktuelle Lebensweise alltäglich und stabil. Ihre festen Werte konnten sich als Haltungen verfestigen. Auch die tägliche Arbeit konnte in den gleichen Raumbezügen bewußter werden. Dies war die Grundlage dafür, daß die Menschen begannen, sich mental auf Situationen ihres Alltagslebens einzustellen.

Die Antizipationsleistungen haben vermutlich eine neue Arbeitsweise des Gehirns aktiviert. Auch Francisco J. Ayala (2013) sieht in der Anpassung eine besondere Fähigkeit:

»Das Gehirn ist das komplexeste und herausragendste Organ des Menschen. Es besteht aus 30 Milliarden Nervenzellen oder Neuronen, die durch zwei Typen von Ausläufern – Axone und Dendriten – jeweils mit vielen anderen verknüpft sind. Aus evolutionsbiologischer Sicht ist das Gehirn der Tiere eine bedeutende biologische Anpassung: Es ermöglicht dem Organismus die Aufnahme und Verarbeitung von Informationen über Umweltbedingungen, auf die er sich dann *einstellen*⁴⁶ kann. Diese Fähigkeit ist beim Menschen extrem entwickelt« (77).

Mit der Fähigkeit zur Antizipation wurde es möglich, das Zusammenleben zu sichern. Denn Einstellungen als mentale Leistungen wurden durch fest verankerte Werte abgesichert, die als Regeln für ein geordnetes Leben in der Gruppe notwendig waren. Darüber hinaus waren die neuen mentalen Kräfte in der Lage, eine Zukunft zu gestalten, die über den Alltag hinausreichte. Man lernte zu säen mit der Einstellung, später die Frucht zu ernten. Man sah dem Winter und dem Schwinden des Lichts mit der Hoffnung auf den kommenden Frühling entgegen. So veränderte sich die Zeitstruktur und das Bewußtsein für jene Prozesse, die sich mit der Zeit vollziehen: das Wachstum der Pflanzen beispielsweise und das der eigenen Kinder. Es bleibt eine Vermutung, ob damit nicht auch der Sinn entstand, den Menschen für ihr Handeln benötigen. Denn Sinn ist im Allgemeinen die Rechtfertigung des Daseins durch Handeln.

Ein abschließender Exkurs führt uns in sprachliche Feinheiten: Karl Popper spricht im Rahmen seiner evolutionstheoretischen Überlegungen davon, daß die Grundaktivität eines Organismus darauf gerichtet ist, eine bessere Umwelt zu finden. Dieser reagiert eben nicht nur passiv auf Reize, sondern passt sich ihnen aktiv an. Auch technische Systeme verhalten sich so. Popper nennt dafür zwei Beispiele: Ein fahrendes Auto kann nicht

46 Kursiv gesetzt von mir.

effektiv beschleunigt werden, wenn die Handbremse angezogen ist. Und ein Radio kann keine Melodie spielen, wenn seine Frequenz nicht eingestellt ist. Dann fährt er fort:

»Dasselbe gilt für Organismen und für sie sogar in noch stärkerem Maße, weil sie sich selbst einstellen oder programmieren müssen. Zum Beispiel geschieht ihre Einstellung durch ihre Genstruktur, durch irgendwelche Hormone oder durch Nahrungsman- gel, durch Neugier und die Hoffnung, etwas Interessantes zu erfahren« (GW 11: 526).

In der Terminologie der fünften Stufe des Übergangskreises spreche ich lieber von Ein- stellung als von Erwartung. K. Popper spricht gelegentlich von Erwartung, aber nach meinem psychologischen Verständnis ist der Begriff der Einstellung vergleichsweise of- fener. Eine Erwartung impliziert die Gewissheit über die Reaktion auf eine Handlung oder das Eintreten eines Ereignisses. Insofern bleibt die Erwartung erfolgsgebunden. Eine Einstellung hingegen beinhaltet nicht den Glauben, daß man eine bessere Umwelt finden kann, wenn man nur die richtigen Schritte konsequent durchführt. Mit dem Be- griff der Einstellung läßt sich m.E. besser ausdrücken, daß ein Organismus mit seinen spezifischen Fähigkeiten darauf ausgerichtet ist, eine bessere Umwelt zu finden. Für höhere, bewußtseinsfähige Organismen dürfte gelten, daß ihnen ein Bewußtsein über die Veränderlichkeit ihrer körperlichen Erscheinung, vielleicht sogar über ihre begrenzte Lebensdauer innewohnt. Beides versteht Popper als ein durch Erfahrung gewonne- nes bzw. vererbtes Wissen. Ein Organ wie das Auge mußte erst durch Erfahrung Wissen sammeln, indem es sich eine neue Umgebung erschloß. Und auf diese Weise lernte es zu sehen.

Ich bevorzuge also die Terminologie der Einstellung anstelle der von Erwartung. Karl Popper hat sich nie um einzelne Worte gestritten, weil es ihm um die Bedeutung einer Aussage ging und nicht um die Form ihrer Buchstaben.

Kontext Debatte Ein Auditorium, das darauf vorbereitet ist, daß der Redner etwas Wichti- ges zu sagen hat, begrüßt es, wenn der Redner die Zielgruppe, über die er spricht, kennt. Wenn dies der Fall ist, scheint es unwichtig zu sein, wie sich das Publikum sonst zusam- mensetzt. Denn dann fällt es ihm leichter, dem Redner zu glauben. Wenn dieser die Ein- stellungen seiner Zielgruppe benennen kann, also die Werte, die sich in ihrem Handeln verfestigt haben, entsteht bei den Zuhörern der Eindruck, er kenne sich im Wesentli- chen aus. Damit ist die Basis dafür geschaffen, daß Einschätzungen des Redners über das Verhalten seiner Zielgruppe überzeugend werden können, unabhängig davon, ob er die Notwendigkeit einer Maßnahme oder die Veränderung einer Lebenssituation für sie beschreibt.

Oft hat man als Debattierer noch nie Kontakt mit seiner Zielgruppe gehabt. Als jun- ger Mensch ist man mit einem Kosmos von Themen konfrontiert, in dem Menschen Rol- len und Verantwortung tragen. Studenten haben in der Regel noch kein professionelles Rollenverständnis. Daher ist es hilfreich, sich auf Grundgefühle zu verständigen. Von ih- nen kann man annehmen, daß die meisten Menschen sie haben, unabhängig von ihrer Stellung im gesellschaftlichen Leben. Sicherheit und Stabilität im Alltag will jeder, Ge- sundheit und Wohlbefinden ebenso, und Glück streben alle an. Das Gegenteil ist Chaos, Leid und Unglück, die Menschen naturgegeben vermeiden möchten.

Wenn das Thema des Vortrags eine Ausnahmesituation ist, muß der Redner sich auf Einstellungen beziehen, von denen er glaubt, daß sie für den Alltag seiner Zielgruppe wichtig sind. Von diesen muß er ausgehen und dann den Sonderfall konstruieren. Es macht also keinen Unterschied, ob ein Redner als Zielgruppe alleinerziehende Mütter in Afrika wählt oder einen Milliardär, der sich einen Weltraumflug finanziert. Phantasie ist in solchen Situationen immer gefragt.

Einstellungen über Zielgruppen werden in Debatten kommuniziert, indem man punktuell ihre Realitäten benennt, in denen ihr Handeln stabile Werte zeigt. Es braucht hierfür keine Logik in der Reihenfolge, in der sie genannt werden. Es genügt, assoziativ verschiedene Momente zu skizzieren, die dem Publikum am besten in einer körperbezogenen Sprache vor Augen geführt werden: »Wir sehen die Mutter vor dem Herd stehen« oder: »Wir beobachten, wie der Milliardär seine Raumkapsel verläßt.«

Gerade in Grundsatzdebatten ist die Konkretisierung von Einstellungen einer Zielgruppe wichtig. Denn in menschenleeren Räumen kann nicht über kräftige Werte verhandelt werden. Man erzählt auch ohne Lebewesen selten eine Geschichte. Man sollte sich aber hüten zu behaupten, daß für sie Alltagssituationen unwichtig sind.

Formalisierung des 5. Stufenarguments:

»Z ist auf I* eingestellt, weil ihr I* wichtig ist.«

»Eingestellt« steht für die Leitqualität der Stufe 5 und »wichtig« für die Leitqualität der Stufe 4 »begrenzen«. Die beiden »I*« stehen für unterschiedliche Inhalte.

6. »annähern«

Das 6. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 6 »annähern« mit Stufe 5 »sich einstellen«

Definition:

Unter »annähern« können wir eine ruhige und schrittweise Bewegung zu einem Ziel verstehen.⁴⁷

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um sich einem Handlungsziel annähern zu können, ist, sich auf die Gegebenheiten der Situationen zu ihm einzustellen.

47 Annäherung« ist die einfachste Form einer zielgerichteten Bewegung, da sie von einem Punkt ausgeht und geradlinig auf einen anderen Punkt zuläuft: Zahlreiche Bedeutungen des Punktes hat der Künstler Wassily Kandinsky (1973: 21–56) niedergeschrieben.

Begründung:

In ruhigen Bewegungsabläufen kann die Zielkomponente besser kontrolliert werden als in schnellen oder hastigen. Die wesentliche Voraussetzung für diese Akte der Selbstbestimmung liegt darin, daß kommende Momente von Wegpassagen antizipiert werden können. Diese Vergegenwärtigung eines späteren Moments im Vorfeld seines Eintretens ist eine Verkörperung in einer zukünftigen Situation. Werden für eine Handlung mehrere Antizipationen vorgenommen, die jeweils ihren punktuellen Momenten entsprechen, so ist die notwendige Grundlage dafür geschaffen, daß der zielgerichtete Bewegungsvorgang während seiner Ausführung eine gute mentale Verfestigung erhält. Wenn man sich buchstäblich auf das einstellt, was man später tun wird, kann man dann eine kontrollierende Ruhe bewahren.

Kontext Übergangskreis Alle Säugetiere atmen nach ihrer Geburt in den Bauch.⁴⁸ Dies ist eine Grundeinstellung, die ihnen die Natur mitgegeben hat. Menschen sind Säugetiere. Man kann Säuglinge nicht fragen, warum sie das tun. Aber es gibt die Sprichwörter: »In der Ruhe liegt die Kraft« oder »Ein Schritt nach dem anderen«. Später nehmen wir bewußt wahr, daß Bauchatmen beruhigt. Der Grund dafür ist, daß sich das Zwerchfell senkt und die Lunge mehr Platz hat, um Sauerstoff aufzunehmen. Diese Beruhigung ist notwendig, weil Lernprozesse das Leben des Menschen durchziehen. Mit einer Brustkorb- atmung, die die Lunge einengt und weniger Sauerstoff zur Verfügung stellt, kann das nicht gelingen. Tatsächlich geht vielen Menschen im sechsten Lebensjahrzehnt die Luft aus. Falsches Atmen kann Panikattacken auslösen, und Schauspieler lernen Atemtechniken von Anfang an. Das ist richtig, denn die Mitgift der Natur geht schnell verloren, aber wir brauchen die Atmung, um unsere Rollen gut zu spielen. Nur ein verschwindend kleiner Teil der Bevölkerung hat die Bauchatmung wieder erlernt.

Die wichtigste Voraussetzung für die Bauchatmung ist die letzte Übung der morgendlichen Tagesvorbereitung. Mit dem »Wo? Wie? Was?« bereitet man sich auf wichtige Situationen des Tages vor. Andernfalls fehlt das mentale Konzept, um den Alltag in der Regel ruhig zu bewältigen. Die Schnelligkeit des Lebens wird durch die Dramaturgie der Medien zur überstürzten Flucht. Der innere Dämon ist dann ausgebrochen und kann kaum in Zaum gehalten werden. Wer jedoch die Kontrolle wünscht, kann einen Lernprozess initiieren, für den es zwei Meta-Regeln gibt: 1.) »Bauch hat Vorfahrt.« Diese Regel besagt, daß die Bauchatmung eine höhere Priorität hat als andere Handlungsabläufe. Die Form hat Vorrang und der Inhalt hat sich an der Form zu orientieren. Das heißt konkret: »Lerne so zu denken, daß Du in den Bauch atmen kannst. Auch wenn Du dafür Deine Gedanken ändern mußt.« 2.) Man kann sich nicht gleichzeitig auf zwei verschiedene Dinge konzentrieren. Das bedeutet, daß man im Alltag seine Aufmerksamkeit zwischendurch immer wieder auf die Bauchatmung richten sollte. Die Beachtung dieser beiden Meta-regeln führt bei täglicher Übung dazu, daß man nach einigen Wochen die Bauchatmung

48 Für den Soziologen Hartmut Rosa (2016) ist »es doch offensichtlich, dass das Atmen als der basalste Akt des Lebens und der elementarste Prozess des Stoffwechsels zwischen Subjekt und Welt von fundamentaler Bedeutung für die Weltbeziehung des Menschen, für die Art seines In-die-Welt-Gestelltseins ist« (92).

wieder erlernt hat. Dazu ist es jedoch notwendig, sie in verschiedenen Alltagssituationen auszuprobieren und über die weiteren vier Stufen des Übergangskreises zu schreiten. Denn dort wird das Handlungsfeld der Bedeutungsrelationen erweitert und das Bauchatmen auf neuen Stufen eingeübt.

Als Hausaufgabe wird dem Klienten die Achtsamkeit für seine Atmung erteilt. Dabei sind in Handlungsabläufen die beiden Metaregeln zu berücksichtigen. Er sollte beobachten, ob die Bauchatmung ihn beruhigt, und das nächste Mal davon berichten. Auf dieser Stufe können beispielsweise spielerische Körperbewegungen im Liegen mit der Bauchatmung kombiniert werden. Diese Erfahrung setzt kreative Prozesse in Gang, weil sie das Corpus callosum, die Brücke zwischen den beiden Gehirnhälften, aktiviert. Das Erleben ist von einem »Dämmerzustand«⁴⁹ begleitet, dem eine kurze Schlafphase folgen kann. Solches Üben führt zu einer langsamen Neuorganisation des Bewegungsverhaltens. Voraussetzung hierfür ist Regelmäßigkeit. Alte Muster verlieren dann ihre Wirkung und die Beruhigung des Bauchatmens führt zu einer koordinierten Bewegungsruhe. Auf dieser Stufe werden Kräfte angesammelt, die bereits bei der Geburt unbewußt zur Verfügung standen.

Es sei noch angemerkt, daß die Stufe »Annähern« mit der dritten Stufe »nutzen« kombiniert werden kann. Das sollte man dann tun, wenn man eine große persönliche Frage nicht beantworten kann. Dann ist so vorzugehen, daß die Frage zunächst klar formuliert wird, z. B.: »Soll ich x oder y tun?« oder einfach: »Was soll ich tun?« Man beginnt mit dem Satz »Ich halte es für nützlich, daß«. Bevor man aber nach dem »daß« inhaltlich fortfährt und den Satz folgerichtig abschließt, ist es notwendig, dreimal ruhig in den Bauch zu atmen und sich nur darauf zu konzentrieren. Erst wenn dies gelungen ist, sollte man den Satz fortsetzen und abschließen. Sein Inhalt überrascht, denn das Absinken in eine tiefe Ruhe bringt ein ungeahntes Ergebnis.

Kontext Evolution Obwohl das Leben im Neolithikum sicherer geworden war und die mentale Antizipation das Alltagsleben der Menschen stabilisierte, war weiterhin Arbeit für ihr Überleben notwendig. Dies galt umso mehr, weil nun die Bevölkerungsdichte anstieg und mehr Nahrung produziert werden mußte. »Im Durchschnitt arbeiteten die Bauern mehr als die Jäger und Sammler«, schreibt der israelische Historiker Youval Noal Harari (2015: 104), denn die Hoffnung auf »mehr Früchte, mehr Getreide und mehr Fleisch« führte zu einem Zwang zur Mühsal, die nachweislich zu körperlichen Schäden und in Einzelfällen zu Deformationen führte: »Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang säten sie Samen, bewässerten Pflanzen, jäteten Unkraut und führten Schafe auf saftige Weiden« (101). Aber die Männer waren auf dem Feld nicht alleine. Obwohl Frauen nun jedes Jahr ein Kind gebären konnten, wurden die Babys »eher abgestillt und an die Stelle der Muttermilch traten Haferschleim und Getreidebreie. Die zusätzlichen Hände wurden dringend auf dem Acker gebraucht« (111).

49 Athur Koestler (1978) hat diese Erfahrung psychologisch treffend charakterisiert: »Die Kreativität beginnt oft dort, wo die Sprache aufhört, also beim Betreten der präverbalen und anscheinend prä-rationalen Stufen der geistigen Aktivitäten, die in mancher Hinsicht dem Traum ähneln, vielleicht aber den Übergangsstadien zwischen Schlafen und Wachen näherstehen« (179).

Die Sesshaftigkeit wurde umso notwendiger, je mehr die Arbeitsbelastung zunahm. Allerdings hoffte man, daß die Mehrarbeit insgesamt zu einem angenehmeren Leben führen würde. Harari (2015) meint, der homo sapiens sei einem falschen Traum erlegen:

»Die landwirtschaftliche Revolution läutete [...] keine Ära des angenehmen Lebens ein, ganz im Gegenteil, der Alltag der Bauern war härter und weniger befriedigend als der ihrer Vorfahren. Die Jäger und Sammler ernährten sich gesünder, arbeiteten weniger, gingen interessanteren Tätigkeiten nach und litten weniger unter Hunger und Krankheiten« (104).

Auch wenn das stimmt, war für die Menschen die Gewissheit, zu überleben, das überzeugendere Argument. Und das konnten sie mit ihrer veränderten Lebensweise leichter erreichen. Natürlich konnten sie die Tragweite ihrer Entscheidung nicht voraussehen. Aber die Kulturgeschichte der Menschheit zeigt Jahrtausende später, daß ihre damalige Vermutung für die nachfolgenden Generationen richtig war. Wir kennen die Folgen der industriellen Revolution sehr gut, ebenso die Anfänge der technischen Entwicklung der künstlichen Intelligenz: Die körperliche Anstrengung wurde erheblich reduziert. Ob die Arbeit aus dem Leben der Menschen verschwinden wird, ist eine Frage, auf die ein altes sumerisches Epos aus der Zeit um 2000 v. Chr. wohl eine der ältesten Antworten gibt.⁵⁰

Der Sozialhistoriker Peter Borscheid hat in seinem »Tempo-Virus« (2004) eine Kulturgeschichte der Zeit geschrieben: »Am Anfang war die Langsamkeit – die Langsamkeit der Agrargesellschaft« (7) und charakterisiert die Langsamkeit mit Worten, die wir für den homo sapiens vom Neolithikum bis zum Ende des Mittelalters geltend machen können: Der Mensch

»lebt mit der Natur und sie richtet sich nach der Natur. Sie lässt sich von der Natur den Rhythmus diktieren, da diese Natur die eigentliche Ernährerin der Menschen ist. Sie allein gibt Mensch und Tier das Notwendigste, und das können weder Arbeit noch Fleiß noch größte Eifertigkeit diktieren. Bodenständigkeit und Langsamkeit sind älter als Mobilität und Hast. Zugleich ist die Natur aber auch feindlich und nicht verfügbar – die Menschen müssen sie schicksalhaft hinnehmen, müssen sich ihr unterordnen. Denken und Handeln der Bauern – und damit des überwiegenden Teils der Bevölkerung – sind fest an die Natur gebunden. Die ländliche Bevölkerung agiert daher beständig und ruhig, bisweilen statisch [...]« (17) [...] Sonne und Mond ziehen langsam ihre Bahn, ohne dass beim Hinsehen eine Bewegung erkennbar wäre. Das Wachstum von Pflanzen und Tieren verläuft ähnlich langsam [...] Die Orientierung an der Natur gilt als lohnendes Lebensrezept. Langsamkeit verspricht Erfolg« (19).

Die Abhängigkeit des Menschen von der Natur prägte seine zyklische Lebensordnung und sein Zeitbewußtsein. Die Erfahrung der Wiederkehr der Jahreszeiten nährte die Hoffnung, daß auf schlechte Zeiten bessere folgen würden. Damals stand die Arbeit in

50 Sie findet sich in der Erzählung von Enki und Nammu: Als die Götter zuerst die Erde bewohnten, stellten sie fest, daß das Leben mit unangenehmer Arbeit verbunden war, der sie sich durch die Erfindung des Menschen zu entledigen suchten, der an ihrer Stelle künftig die Last der Arbeit tragen sollte. Und dann verschwanden die Götter im Pantheon. Siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Enki_und_Nammu; aufgerufen am 23.01.2024.

einem festen Zeitbewußtsein, auf das die Menschen eingestellt waren. Erst mit Beginn der Renaissance änderte sich dies. Die Zeit, so schreibt Borscheid, beginnt

»für die Kaufleute zu ticken« (33) in der Hoffnung, aus »der Zeit Nutzen zu ziehen« (39). »Zeit ist Geld [...] Langsamkeit wird zum Risiko« (41). »Der Kaufmann hat sich in seinem Denken und Handeln sehr weit vom Bauern und Handwerker entfernt« (39). »Mit der Offenlegung ihres Reichtums, sei es in Form von prachtvollen Häusern oder üppigen, milden Gaben, demonstrieren die Kaufleute vor aller Öffentlichkeit die Attraktivität ihrer wirtschaftlichen Prinzipien. Sie zeigen allen, wie man mit Hilfe der Beschleunigung zum Erfolg kommen kann, und animieren zur Nachahmung« (42–43).

Der Drang nach zunehmender Beschleunigung, der sich »in zahlreichen Facetten« (Hengsbach 2012: 13) als »Strukturwandel« (Rosa 2020: 15) zeigte, bestimmt bis heute Schicksal und Wohlstand der Menschheit. Mittlerweile gilt »das Prinzip der Beschleunigung als zentrale Fortschrittskomponente« (Borscheid 2004: 10), die den Charakter einer »Verinnerlichung« (12) trägt und in der Zeitersparnis ein »wesentlicher Produktionsfaktor« (Rosa 2013: 35) der kapitalistischen Gesellschaft ist. Der deutsche Soziologe Oliver Blido (2009) stellt fest: »Die Menschen beklagen die Hast und Eile des Alltags, produzieren sie aber täglich selbst« (8). So verwundert es nicht, wenn Peter Borscheid (2004) schreibt: »Auf dem lärmenden Basar der Gegenwartskritik gehört das Mäkeln am Leben auf der Überholspur, an der Hetze des Alltags und den Geschwindigkeitsgeräuschen spätestens seit der Wende zum 20. Jahrhundert zum guten Ton« (9). Tatsache ist, daß das Leben der Menschen untereinander »immer weniger durch ethische Handlungsnormen oder kulturelle Traditionen reguliert, koordiniert und synchronisiert« (Kodalle/Rosa 2008: VII) wird. Mit Borscheid (2004) können wir daher davon ausgehen, daß »die beschleunigte Welt [...] voller Paradoxien« (7) ist. Dies war in einer einfacher strukturierten Gesellschaftsform weniger der Fall. Der heutige Mensch lebt in einer komplexen Lebenswelt mit vielen Parallelwelten. Er scheint die Natur eher zu instrumentalisieren als in ihr zu leben. Dabei steht er allzu oft unkontrolliert neben sich, ist unverkörpernt und damit außerhalb seiner eigenen Natur.

All diesen Charakterisierungen stimme ich zu, aber sie sprechen nicht gegen meine evolutionistische These, daß die Denkfigur des »Annäherns« vor allem in einer ruhigen Arbeitshaltung realisiert wurde. Ich meine, daß die Beschleunigung von Arbeit und Zeit in den letzten 500 Jahren das sechste Stufenargument nicht unbedingt entkräftet. Es besagt, daß Menschen ruhig handeln (können), weil sie sich auf wichtige Gegebenheiten eingestellt haben. Die ruhige Arbeitsweise des homo sapiens umfaßt nämlich den 20-fachen Zeitraum. Möglicherweise ist die Menschheit erst jetzt an dem Punkt angelangt, wo sie ihre eigene Fehlentwicklung reflektiert. Da nimmt es auch nicht Wunder, wenn Arthur Koestler (1978) den Atombombenabwurf auf Hiroshima zum Anlass nimmt, und behauptet, daß sich das Gehirn des Menschen trotz seiner Erweiterung um den Neokortex nicht weiterentwickelt hat.⁵¹ Diese oberste Schicht arbeitet nicht hinreichend koordiniert regulierend mit den tieferen Hirnregionen, dem Säugetier- und Reptilienge-

51 Vgl. die Ausführungen im 2. Kap. »Evolution«.

hirn, zusammen. Koestler veranschaulicht dies mit einem Zitat des englischen Psychiaters Paul D. MacLean:

»In metaphorischer Form könnte man die drei Gehirne in dem einen Gehirn so erklären: Wenn ein Psychiater seinen Patienten auffordert, sich auf die Couch zu legen, dann verlangt er von ihm, sich neben einem Pferd und einem Krokodil auszustrecken« (18–19).

Meines Erachtens gibt es wenig gute Gründe, dieses Bild nicht ernstzunehmen. Gleiches gilt für die von Konrad Lorenz verwendete Metapher: Der Nobelpreisträger sieht den modernen Menschen mit der Atombombe in der Hand, aber mit den Instinkten eines steinzeitlichen Vorfahren. Drei Gründe, diese Bilder zu verwerfen, wären einem naiven Idealismus zu frönen, dem Hedonismus zu huldigen oder den Kopf in den Sand zu stecken. Der wichtigste Grund aber, diese Bilder zu beherzigen, wäre, der prinzipiellen Offenheit des kritischen Rationalismus zu vertrauen.

Kontext Debatte In einer Debatte ist die Redezeit begrenzt. Vergebene Rollen müssen dennoch glaubwürdig vertreten werden. Der Inhalt scheint wichtiger zu sein als die Form. Doch je ruhiger die Rede, desto mehr kann sich der Redner auf den Inhalt konzentrieren. Wenn es Pausen und Momente des Nachdenkens in der Rede gibt, wird das Gesagte eher akzeptiert. Der Marktschreier setzt sich nicht mit Argumenten durch. Man kann mit Lust streiten und sich als gekonnter Redner mit starken Gefühlen zeigen. Wer aber in keinem Moment zur Ruhe kommt, macht seine Sache schlecht. Der Verlust der Kontrolle wirkt sich auf die Stimmung der Zuhörer aus. Denn das Auditorium will geführt werden, ohne die Sicherheit verlieren, den Schritten des Redners folgen zu können.

Der Einwand, daß eine schnelle Rede viele Argumente enthält, mag richtig sein. Was aber, wenn die Argumente in der Schnelligkeit ihrer Abfolge nicht mehr gehört werden? Auf der Flucht sieht man wenig. Jeder kleine Schritt ist wichtig, aber man ist nur damit beschäftigt, anzukommen. Das Publikum merkt die Eile, aber es will nicht ans Ziel getrieben werden. Es ist keine Herde von Schafen, die ihren Schäferhund braucht. Wer Zustimmung sucht, muß sich Zeit nehmen, wenn er mit Argumenten überzeugen will. Das geht nicht mit der minutiösen Aufzählung von benötigten Handlungsschritten, für die man zweimal die Finger seiner Hände durchzählen müßte. Eine verkörperte Rede geht ruhig ihren Weg,⁵² sollen ihre Kernpunkte gut dargestellt werden. Die Intonation einer bewegten Stimme sowie Gestik und Mimik lassen sich besser kontrollieren, wenn sie von der Bauchatmung gesteuert werden. Auch kann man mit ihr intuitiv besser auf Angriffe reagieren. Denn Intuition ist an die Bauchatmung gebunden. Sie verschwindet, wenn sich der Brustkorb weitet und hebt. Die Bauchatmung läßt als Form ihren Inhalt finden und nicht umgekehrt.

Die Ruhe als beständiges Maß ist aber eine Utopie. Denn Debattieren ist für die Protagonisten der Bewegung und die Organisatoren ihrer Vereine vor allem Sport. Es gibt kaum einen Clubabend, der nicht von seinem Geist geprägt ist. Und die Sportler wollen

52 Ein Beispiel hierfür ist die vielbeachtete Rede Richard von Weizsäckers zum 8. Mai 1945: <https://www.youtube.com/watch?v=C3ZAzpk41bE>.

gewinnen und schlagen mit Argumenten stilgerecht zu. Da helfen auch keine 15 Minuten Vorbereitung vor dem Auftritt. Das Adrenalin im Blut steigt, wenn man daran denkt, daß die Rede unterbrochen wird. Geübte Redner haben die besten Absichten. Aber die Anspannung hindert einen daran, überlegt zu reagieren. Es gibt einen Unterschied zwischen dem, was man will, und dem, was man kann.⁵³ Deshalb ist die Bauchatmung nur ein Training zur Verbesserung. Sie wird nicht zu einem Automatismus führen, an dem das Bewußtsein nicht beteiligt ist. Denn das Atemzentrum reagiert instinktiv, »wenn etwas nicht stimmt«, wenn Gefahr droht, vor der man fliehen muß. Trotz alledem entsteht verkörpertes Selbstbewußtsein aus selbstbestimmter Ruhe. Und diese macht es möglich, sich inhaltlich dem Ziel seiner Argumentation weiter zu nähern.

Es gehört zu den besten Fähigkeiten eines Jurors, sich von lauten Worten nicht dumm machen zu lassen. Laute Worte beeindrucken wie die geöffnete Krone eines Pfaus. Aber souveräne Argumente blenden nicht mit dem Schein des Seins. Man mag einwenden: »Es macht doch Spaß, sich den Emotionen hinzugeben. Wer hat nicht Spaß an diesem Spiel! Der Redesport lebt doch von der emotional erlebten Überzeugung!« Stimmt ebenfalls dreimal. Aber der Schwerpunkt einer Debatte sollte im lauten Nachdenken über Ursachen für etwas liegen. Hierfür ist die Darlegung von Gründen erwünscht, die auch in der Form ihrer Darstellung Bestand haben sollten. Die Dynamik einer kontroversen Debatte bleibt unter diesen Bedingungen bestehen. Junge Menschen, die sich und anderen etwas beweisen wollen, können weiterhin streiten. Aber das Treiben wird schädlich, wenn man sich nicht mehr in ihm verkörpert. Das Bauchatmen wäre hierfür das einfachste Mittel. Denn es segnet die Verkörperung ab, indem es sie vertieft, und benötigt die Antwort auf die vier Fragen nicht mehr. All das verbleibt jedoch ein Ideal. Doch gilt es, sich der Vernunft wegen ihm anzunähern. Es wird immer bei der Annäherung bleiben, weil die angeborene Aggression dem Überleben dient. »Vernichtet sie!« oder »Wir werden eure Argumentation zerstören!« ist nicht selten vor oder während eines Wortkampfes zu hören.

Formalisierung des 6. Stufenarguments:

»Z nähert sich La an, weil sie auf I* eingestellt ist.«

»Nähert sich an« ist die Leitqualität Stufe 6 und die Ausdrucksweise »eingestellt ist« steht für die Leitqualität der Stufe 5.

53 Vgl. die Ausführungen im Abschn. »Evolution« des 2. Kapitels.

7. »akzeptieren«

Das 7. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 7 »akzeptieren« mit Stufe 6 »annähern«

Definition:

Wir können unter »akzeptieren« die Absicht verstehen, sich die Umstände und Bedingungen des Lebens leichter zu machen.

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um Dinge akzeptieren zu können, ist, sich einem Ziel anzunähern.

Begründung:

Ein Organismus, der lernfähig ist, neigt dazu, sich in einem Lebensraum aufzuhalten, in dem er in Ruhe handeln kann. Die Ruhe erlaubt es ihm, die Informationen während seiner Bewegungen besser aufzunehmen, da sie ihm mehr Kontrolle über seine Wahrnehmung gibt als in einem Zustand der Unruhe. Gleichzeitig aktiviert die Ruhe die organische Struktur der Selbstregulation, die im panikartigen Sicherheitsverlust versagt. Wenn neue oder gar bedrohliche Informationen aufgenommen werden, begrenzt die Beruhigung den dadurch hervorgerufenen Zustand der Instabilität, indem der Organismus zwischen Wichtigem und Unwichtigem unterscheidet. Danach werden die auf die Umwelt gerichteten Einstellungen des Organismus neu justiert. Aus diesen Gründen gibt die Beruhigung die Richtung für Lernprozesse vor, indem Nischen gesucht werden, in denen Kontakt-erfahrungen mit der Umwelt besser akzeptiert werden.

Kontext Übergangskreis Unser Leben wird wesentlich durch die Beziehung zur Arbeit bestimmt. Sie kann in der Dauerhaftigkeit einer täglichen Aufgabe zur Last werden. Der Wunsch nach Erleichterung ist daher verständlich sowie der nach freier Zeit. Die wichtigste Voraussetzung dafür ist die Ruhe, denn das Atmen gibt die Richtung des Handelns vor. Die Form führt dann zur Entwicklung des Inhalts.

Im Übergangskreis sind es vor allem fünf zentrale Themen, die für die Zentrierung »akzeptieren« angesprochen werden: Freundschaft, Belohnung, Selbstberührung, Heimat und Übung. In jedem dieser Bereiche erfährt der Mensch eine wesentliche Kontakt-erfahrung mit sich selbst und seiner Umwelt. Und er hat gerade dort die Möglichkeit, sich sein Leben zu erleichtern. Es ist unmöglich, auf alle diese Bereiche zu verzichten. Denn ohne sie kann kein Mensch sein Leben bewältigen. Er ist irdisch an die Erde und die Materie gebunden. Deshalb soll sich der Lernende mit seiner persönlichen Einstellung zu diesen fünf Themen positionieren. Er wird also gefragt, welche Einstellung er zu diesen Bereichen hat: »Was bedeutet für Sie Freundschaft? Wann haben Sie sich das letzte Mal selbst belohnt? Spüren Sie im Alltag, wenn Sie sich berühren, und wenn ja, wie?

Haben Sie eine Heimat? Und: Was bedeutet für Sie Übung?« Der Lernende wählt dann einen oder zwei Aspekte aus, in denen er üben möchte. Die von ihm gewählten Aspekte werden mit der Bauchatmung in der Hausaufgabenstellung verbunden.

Kontext Evolution Die geschichtliche Entwicklung des homo sapiens wird sehr stark durch dessen Wunsch diktiert, sich das Leben auf der Erde leichter zu machen. Die Verhaftung mit dem Boden und das Gehen waren ihm bis vor 200 Jahren eine selbstverständliche Alltagserfahrung. Bis dahin waren Denken und Handeln des Menschen durch diese Kontakterfahrung mit der Erde geprägt. Aber man hielt sie nicht für unausweichlich. Deshalb erfand man Boote oder nutzte Reittiere, um eine andere Fortbewegung zu ermöglichen. Fast alle Bemühungen richteten sich darauf, das Verweilen im irdischen Dasein zu verbessern.

Dafür investierte man Arbeit und Zeit. Das Nomadentum war der Sesshaftigkeit gewichen, und man nahm Holz, um Hütten zu bauen, die das Übernachten sicherer machten als Höhlen, die man erst suchen und finden mußte. Um Nahrung nicht mehr zu sammeln, sondern zu ernten, brauchte man einen Ort mit einer Bodenbeschaffenheit, die den Anbau von Wildpflanzen erlaubte. Der Erfahrungshorizont für die Pflanzung wuchs allmählich über viele Generationen. Dasselbe galt für die Herstellung von Tonwaren, handwerklichen Geräten für Haushalt, Landwirtschaft und Jagd sowie für das Nähen der eigenen Kleidung. Alle diese Verbesserungen waren ohne Arbeitszeit nicht denkbar. Diese gab die Natur mit ihrem natürlichen Lichtwechsel vor.

»Die abergläubischen Vorstellungen«, so der Ärchologe Gordon Vere Childe (1959), »die der Mensch ersann, und die erdichteten Wesen, die er sich einbildete, brauchte er vermutlich, um sich in seiner Umwelt heimisch zu fühlen und um sich das Leben erträglich zu machen« (235). Denn er war ja weiterhin »dem Unheil ausgesetzt, das ihm durch Zeiten der Trockenheit, durch Erdbeben, Hagelwetter und andere natürliche, aber unvorhersehbare Katastrophen drohte« (140). Insofern waren Beschwörungen, Rituale und Zaubersprüche Handlungen, die das bedrohte Leben sichern und damit vereinfachen sollten.

Die Verbesserungen im Leben der Menschen traten durch ihre beständige Arbeit ein, die in der Hoffnung auf ein leichteres Leben geleistet wurde. Die Einstellung, durch Arbeit den Zielen näher zu kommen, verfestigte sich mit der Erfahrung, und die Hoffnung diente als Kraftquelle. Und selbst wenn eine Verbesserung ohne den Einsatz von Arbeit eintrat, schrieb man die erhoffte Veränderung dem Einsatz magischer Rituale zu. Man wollte etwas getan haben, was das Leben verbesserte. Ohne Arbeit sollte dies nicht geschehen. An den Zufall wollte man nicht glauben, denn dann wäre es ein Ereignis ohne Ursache gewesen. Dafür sah man es als Belohnung an, wenn man durch Arbeit etwas erreichte, worauf man gehofft hatte.

Kontext Debatte Die Ausrichtung »akzeptieren« zentriert die Dynamik aller Wortgefechte auf die Frage: »Wie ist ein besseres Leben möglich?« Damit wird eine Tiefenstruktur abgebildet, die sich in den Facetten der Debatten manifestiert: Die Vortragenden fragen sich entweder, ob sie einen gesellschaftlichen Trend begrüßen oder bedauern sollen, oder ob sie eine Maßnahme ergreifen würden oder nicht, und schließlich, ob diese Maßnahme mehr schadet oder mehr nützt. Die Analyse dieser Fragen läuft auf die

Kernfrage »Was macht das Leben leichter?« hinaus. Antworten müssen immer mit Argumenten untermauert werden, und Normen, Handlungen oder Prinzipien werden damit zum Gegenstand des Wettstreits. Sie zu artikulieren ist die Arbeit eines jeden Teams, und sie glaubhaft zu machen ist die Hoffnung einer jeden Zielgruppe. Redner und ihre Protagonisten kommen nur schrittweise zum Ziel, und der Weg dorthin muß erklärt werden. Gut argumentiert ist immer mit dem Bedarf an nötiger Zeit. Werden Schäden aufgezählt, aber Maßnahmen zu ihrer Behebung abgelehnt, läßt sich leicht darauf hingewiesen werden, daß die Zielgruppe Zeit braucht, um sich an die veränderte Lebenssituation zu gewöhnen. Nur allmählich kann sie ihre Sichtweise auf neue Umstände ändern. Leidenserfahrungen sind in Kauf zu nehmen, wenn sie eine tiefere Einsicht in die menschliche Existenz ermöglichen. Macht die Gegenseite glaubhaft, daß die Umstände es nicht zulassen, einer Zielgruppe Zeit zu geben, weil sonst größeres Leid bevorsteht, das ihr nicht zugemutet werden kann, so ist über die Stufe »annähern« ein Schritt tiefer zur Stufe »sich einstellen« zu gehen. Hier muß dann die vermeintliche Zumutung mit Sicherheit und Ordnung begründet werden.

Nun sind Debatten keine Priesterseminare, sondern unversöhnliche Wortgefechte: Die Affekte der Redner werden stark und wollen die Gegenseite bedrohen. Maßnahmen werden zum Brandmal des Schicksals einer Zielgruppe. Die Wellen schlagen hoch, nicht um einen Brand zu bekämpfen, sondern weil nur eine Seite gewinnen kann. In all dem hängt das Selbstvertrauen eines Redners oder eines Teams davon ab, wie gut es ihm gelingt, Ruhe zu bewahren. Eine freundliche Antwort auf einen Angriff, der eine Partei verletzen will, ist glaubwürdiger als eine aggressive. Eine solche Reaktion setzt voraus, daß der Sprecher in solchen Momenten in den Bauch atmen kann. Die Konzentration auf die Atmung richtet eine Grenze zwischen ihm und seinem aggressiven Gegenüber auf. Die Kontrolle über die Atmung schützt ihn selbst vor unkontrollierten Reaktionen, weil sie ihn beruhigt. So fühlt er sich sicher, die Kritik nicht an sich heranzulassen zu müssen, und ermöglicht ihm, überlegt zu handeln. Ein toleranter Umgang zwischen den Parteien ist erwünscht, auch wenn sie zur Unversöhnlichkeit verpflichtet bleiben. Diese wird honoriert, wenn der Juror die Werturteile der Streitenden einschätzt. Vom Geschehen nicht unberührt, muß er neutral bleiben. Ruhe fördert auch bei ihm die Klarheit der Gedanken.

Formalisierung des 7. Stufenarguments:

»Z macht sich das Leben mit I* leichter, weil sie sich I* annähert.

Die Formulierung »macht sich das Leben leichter« steht für die Leitqualität der Stufe 7, »annähert« für die der Stufe 6 und »I*« ist wieder ein beliebiger Inhalt.

8. »spielen«

Das 8. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 8 »spielen« mit Stufe 7 »akzeptieren«

Definition:

Wir können unter »spielen« den Versuch verstehen, etwas Neues auszuprobieren.

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um spielen zu können, ist, sich das Leben leichter zu machen.

Begründung:

Die natürliche Umgebung der Lebewesen war im Laufe der Evolution nie immer gleich. Die Gestalt der Erdoberfläche hat sich in sehr langen Zeiträumen verändert. Dies geschah meist sehr langsam und war für die Organismen kaum wahrnehmbar. Es kam zu zufälligen Mutationen, und Organismen mit einer geeigneteren Ausstattung und Veranlagung konnten besser auf eine sich verändernde Umwelt reagieren. Solche Organismen mit einer komplexeren Organisation waren entweder von Anfang an flexibel genug, oder sie besaßen einen evolutionären Geist, der sich über die Veränderungen hinweg entwickelte. Denn die Suche nach neuen Nischen, in denen der Energieaustausch in Form von Nahrungsaufnahme das Überleben sicherte, verstärkte die Fähigkeit zur Exploration. So auch beim homo sapiens, der aufgrund seiner Lernfähigkeit in besonderer Weise⁵⁴ erfinderisch wurde. Diese Entwicklung wurde durch seine Sesshaftigkeit gefördert, die ihm im Neolithikum einen Schutz vor der Unberechenbarkeit der Natur bot und damit zum Überleben half. An einem Ort lebend, hatte der Mensch mehr Zeit, sich mit den Dingen des Alltags und der Natur zu beschäftigen. Seine Erfindungen waren oft lang ersehnte Problemlösungen, die das Leben erleichterten.

Kontext Übergangskreis Spielen ist die stärkste Form der Entspannung, solange man darunter keinen Wettkampf versteht. Wenn Kinder sich wohl fühlen, spielen sie, und selbst wenn sie sich vorher gelangweilt oder geärgert haben, verfliegen diese Gefühle wie die Zeit im Spiel. Auch Erwachsene, die beruflich eine Rolle spielen, sollten die Freiheit des Spiels erleben können.

Auf der achten Stufe des Übergangskreises lautet die Aufgabenstellung an den Klienten: »Versuchen Sie, einmal am Tag für wenige Sekunden etwas zu tun, was Sie wahrscheinlich noch nie in Ihrem Leben getan haben, und atmen Sie dabei in den Bauch.« Die einfachste Variante für die Ausführung dieser Übung ist, die Augen im Alltag zu einem Zeitpunkt kurz zu schließen, wo es ohne Gefahren möglich ist. Eine zweite Variante ist,

54 Auch im Vergleich zum Neandertaler, der damals ausstarb.

Bewegungsmuster im Alltag für Momente zu verändern, z. B. die erste Stufe einer Treppe mit dem bisher ungewohnten Fuß zu betreten. Eine dritte ist kindlich spielerisch: Man kann sich beispielsweise in der Küche im Kreis drehen, den Finger auf die Nase legen und ein Gedicht aufsagen. Im Grunde gibt es unendlich viele Spielarten, mit denen man unabhängig von Alter, Bildung und Geschlecht ein Gefühl der Freiheit erleben kann. Doch noch mehr: Man beruhigt zugleich das freie Spiel mit der Bauchatmung und erhält dadurch Kontrolle. Dies sichert die Kompetenz in der neuen Erfahrung ab und gibt daher Mut zu weiteren Spielproben. M. E. ist diese Übung deswegen so wichtig, weil jeder von uns im Alltag immer wieder unverhofft in ernstzunehmende Situationen gerät, die den Fluß des Handelns blockieren und damit irritieren. Solche wohl vorübergehenden Momente sind unangenehm, gelegentlich sogar beängstigend, und verursachen meist innere Unruhe. Sie können überall entstehen: beispielsweise auf der Straße im Stau, im Büro mit einem abgestürzten Computer, im Haus mit einer ausgefallenen Heizung, in der Fußgängerzone mit einem Tumult oder nach dem Öffnen eines Briefes mit einer hohen Rechnung. Dieses »ernste Spiel«, wie ich es nenne, kennt jeder und man wird sich zugehen müssen, daß man ihm nicht entinnen kann. Man kann ein souveränes Verhalten in ihm auch nicht üben, weil es sich keiner wünscht und eben gar unerwartet auftritt. Und trotzdem gilt es, Ruhe zu bewahren. Ohne Bauchatmen wird das nicht gelingen.

Man kann diese Fähigkeit jedoch erlernen, wenn man die Bedingungen, unter denen das ernste Spiel stattfindet, umkehrt: Während hier weder Zeitpunkt, Ort noch Art des Auftretens vorhergesagt werden können, steht das freie Spiel, solange es mit der Bauchatmung einhergeht, unter der völligen Kontrolle des Übenden: Er kann bestimmen, wann, wo und was er spielt. Durch die wiederholte Anwendung: »Ich probiere etwas Neues aus und atme dabei in den Bauch« und die damit einhergehende Erfahrung, stabilisiert sich dieses Verhaltensmuster und kann als Bindeglied auf die unerwartete Situation eines ernststen Spiels übertragen werden, solange der Übende erkennt: »Hier passiert etwas Neues.« Kurzum: Man lernt zu improvisieren, was ein wesentliches Merkmal für einen leichteren Weg durch den Alltag ist.

Kontext Evolution Die Evolution selbst hatte am Anfang wahrscheinlich keinen Geist, und dieser ist wahrscheinlich selbst eine ihrer zufälligen Erfindungen, die zu einem unbestimmbaren Zeitpunkt entstanden ist. Spätestens mit seinem Auftreten begann ein Spiel von Versuch und Irrtum bei der Gestaltung neuer Lebensformen. Von vielen Irrtümern haben wir keine Kenntnis. Denn die Lebensformen, die wir heute auf der Erde vorfinden, bildet nicht die wirkliche Geschichte der Arten ab. Der Psychiater und Neurologe Hoimar von Ditfurth (1990a) gibt zu bedenken:

»Verfolgt haben wir immer nur die Schicksale der Überlebenden, weil allein sie die ununterbrochene Kette von Ereignissen bilden, welche insgesamt die Geschichte ausmachen. Aber es kann gar keinen Zweifel daran geben, daß es eine vergleichsweise unermeßlich viel größere Zahl von Fehlschlägen gegeben hat, von Versuchen der Evolution, die ohne die Chance der Fortsetzung in einer Sackgasse endeten« (329).

An anderer Stelle (1981) führt v. Ditfurth aus, daß »der Zufall [dabei] in der Evolution durch das Prinzip der Mutation repräsentiert« (97) wird und weist darauf hin, daß der

Zufall an sich auch das »Fehlen jeglicher Ordnung« (94) bedeutet. Allerdings fügt er hinzu: »Ordnung kann nicht durch reinen Zufall entstehen« (93).

An dieser Stelle ist es wichtig, sich an Karl Poppers Ausführungen zur Evolution⁵⁵ zu erinnern, da er das aktive Streben der Lebewesen betont. Für Popper »spielen die Neugier und die Vorlieben der Organismen die Hauptrolle als kreative Elemente. Darwins natürliche Selektion habe lediglich die Funktion, Fehler der Organismen bei der »Suche nach einer besseren Welt« [...] zu korrigieren« (Niemann 2018c: 361). Im Wesentlichen bestimmen Erwartungen der Organismen das Verhalten und dieses wirkt aktiv auf die »Gestaltung« ihrer Umwelt ein. »Das Kreative bei der Anwendung der Methode von *Versuch und Irrtum*, liegt nicht im Irrtum, sondern im *Versuch*, neue Lebensräume oder Lebensweisen auszuprobieren« (365), bemerkt Hans-Joachim Niemann treffend. Wir lesen bei ihm weiter: »Dem tödlichen Irrtum zu entkommen, das schlichte Überleben, ist nicht der Kern des evolutionären Lernens« (365).

Die Richtung der Evolution ist weder ungesteuert noch richtungslos, wie beispielsweise der Biologe Thomas Junker (2011) mit Blick auf das Entstehen und Wirken von Mutationen meint: »In dieser gnadenlosen Lotterie des Lebens gibt es keinen Plan, kein Ziel und keine Gerechtigkeit, sondern nur Zufall und Notwendigkeit« (17). Oder um Matthias Glaubrecht (2019), einen weiteren Biologen, sprechen zu lassen: »Wir können sicher sein, daß der Mensch seine Existenz höchst unwahrscheinlichen und einmaligen Ereignissen verdankt. In der Evolution würfelt die Natur wild« (66). Diese beiden Autoren vermuten, daß es keinen Geist der Evolution gibt und er folglich sich auch nicht entwickelt. Doch werden die Erfahrungen der Organismen als Wissen in ihrem Genmaterial gespeichert und gehen in die neuen Suchbewegungen ihrer folgenden Generationen mit ein, während Mutationen freilich weiterhin zufällig geschehen.

Der homo sapiens ist vielleicht die Lebensform auf der Erde, die am meisten experimentiert und forscht. Dabei ist er auch den Zufällen ausgesetzt, die er durch seine Aktivitäten hervorruft. Dank seines Bewußtseins kann er Erfahrungen auswerten und so aus Fehlern und Irrtümern lernen. Vere Gordon Childe (1952) schreibt:

»Selbst das simpelste Werkzeug aus einem abgebrochenen Ast oder einem behauenen Stein ist die Frucht langer Erfahrung, erfolgreicher und vergeblicher Versuche, aufgenommenener, im Gedächtnis bewahrter und miteinander verglichener Wahrnehmungen« (12).

Vor allem aber kann er erfinden. Gilde (1959) führt an anderer Stelle aus:

»Zwischen den Jahren 6000 und 3000 v. u. Z. hat der Mensch gelernt, die Kraft der Ochsen und der Winde einzuspannen, er erfindet den Pflug, den Räderwagen und das Segelboot, er entdeckt die chemischen Vorgänge, die beim Schmelzen von Kupfererzen wirksam sind, und die physikalischen Eigenschaften der Metalle, und er beginnt, einen genauen Sonnenkalender auszuarbeiten. Er hat sich dadurch für das städtische Leben ausgerüstet und den Weg für eine Kultur bereitet, die Schreiben, Berechnungen und Meßmaßstäbe erforderlich macht – Hilfsmittel einer neuen Art, um Kenntnisse und damit exakte Wissenschaften zu übermitteln. Zu keiner Zeit der Geschichte bis zu

55 Vgl. Kap. 2 dieser Arbeit.

den Tagen Galileis war der Fortschritt in der Wissenschaft so rasend oder waren weitreichende Entdeckungen so häufig« (108).

Die Kulturgeschichte der Menschheit zeigt, daß spätestens mit Beginn der Renaissance die treibende Kraft für Erfindungen das Führen von Kriegen war. Spätestens die Erfindung der Atombombe wirft vieles in die Waagschale.⁵⁶ So bleibt auch das späte Auftreten des homo sapiens in der langen Evolution kritisch zu betrachten. Die Autoren Thomas Junker und Sabine Paul (1973) schreiben zu Recht: »Ob auch unsere eigene Art, *homo sapiens*, in naher Zukunft aussterben wird und demzufolge das zumindest auf unserem Planeten wohl einmalige Naturexperiment einer vernunftbegabten Tierart scheitert, ist noch nicht entschieden« (202). Hoimar von Ditfurth ist sich sicher, daß der Mensch nicht die Krone der Schöpfung ist, die am Ende einer langen Entwicklung über anderen Lebensformen steht. Und »daß wir, provozierend gesagt, auch nur Neandertaler der Zukunft sind.«⁵⁷ »Wir sind Wesen des Übergangs«, sinniert Ditfurth (1990b: 30) nüchtern in seinem letzten Fernsehinterview. So können wir die philosophische Bemerkung Hans Georg Gadammers: »Jedes Spiel stellt dem Menschen, der es spielt, eine Aufgabe« (1990:113) als generellen Hinweis an die Menschheit verstehen, daß sie lernen muß, ihre aggressiven Kräfte zu beherrschen, damit sie ihre Existenz auf diesem Planeten nicht selbst auslöscht.

Aus anthropologischer Sicht ist zu vermuten, daß die Fähigkeit zum »Spiel« typisch menschlich und angeboren ist. So glaubt der Dichter und Philosoph Friedrich Schiller (1960) in seinem berühmt gewordenen Diktum: »Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt« (15. Brief). Der niederländische Kulturhistoriker Johan Huizinga prägte für diese Charakterisierung den Begriff »homo ludens«. Und für den Schriftsteller Arthur Koestler (1978) ist der »Explorationstrieb [...] ein beherrschender Faktor der geistigen Evolution des Menschen« (249).

Der Philosoph Ludwig Wittgenstein (1998) hat darauf hingewiesen, daß das menschliche Sprechen ein »Sprachspiel« ist (§ 7). Für Gadamer erleichtert das Spielen unser Dasein. Die Entstehung der Sprache datiert der Evolutionsbiologe Carsten Niemitz (1995): »Die allmähliche biologische Etablierung des Spracherwerbs mag eine bis zwei Millionen Jahre zurückliegen und dauerte nach heutiger Kenntnis der Evolutionsgenetik mit Sicherheit einige hunderttausend Jahre« (324). Historische Funde dokumentieren die Notwendigkeit der Kommunikation für das Überleben der Menschen⁵⁸. Sprachspiele sind

56 Siehe hierzu die Bemerkungen Arthur Koestlers im Abschn. »Evolution« im 2. Kapitel.

57 So nachzulesen in einem Transkript der ZDF-Sendung »Sonntagsgespräche« mit dem Journalisten Klaus Bresser vom 8.02.1987. Auch der Zoologe Matthias Glaubrecht (2019) gibt sich bescheiden: »Wir sind eine von Millionen von Tierarten, an sich unbedeutend und unerheblich, weder Ziel noch Zweck der Evolution; eine arrivierte Affenart, wie wir sehen werden, deren Ahnen mehr als Glück hatten, überhaupt zu überleben. Keineswegs lief vom Tier alles auf den Menschen hinaus« (69).

58 Thomas Junker (2013) schreibt über Exponate, die im Deutschen Forschungszentrum ausgestellt sind: »In Schöningen fand man mehrere schlanke, rund zwei Meter lange Wurfspere aus Fichtenholz zusammen mit den Skelettresten von mehr als 20 Pferden. An einem Seeufer haben hier Jäger einer Herde von Wildpferden aufgelauert und sie mit Speeren zur Strecke gebracht. Eine solche Jagd erforderte von der Herstellung der Waffen bis zum Zerlegen und Abtransport der Beute ge-

kreativ⁵⁹ und erleichtern das Zusammenleben der Menschen, wie eine Untersuchung des britischen Psychologen Robin Dunbar (1998) zu Klatsch und Tratsch zeigt.⁶⁰ Karl Popper sieht den Ursprung der Sprache funktional als Ausdruck, Darstellung, Warnung oder Argumentation.⁶¹

Kontext Debatte Debattieren ist ein Spiel mit Argumenten. Und wer als Redner vor einer Gruppe spricht, betreibt es in der Regel sieben Minuten. Das Spiel verlangt kein kontemplatives Wortstudium. Aber es ist eine typische Erfahrung, daß sich während seiner Dauer neue Gedanken einstellen, die nicht vorbereitet waren, auch wenn sie nicht auf gestellte Fragen der Gegenseite entstehen. Das Sprechen ist ein Erkenntnisprozess im Bemühen um Argumente, der sich selbst vorantreibt, ohne sein Ende zu kennen. Das liegt daran, daß Argumente im Sprachspiel Emergenz erzeugen. Das Neue entsteht im Sprechen, zumal das Thema der Debatte im Normalfall kurzfristig ausgewählt wurde und es dem Zufall überlassen bleibt, ob man das Pro oder Contra zu vertreten hat. Nicht zuletzt reichen 15 Minuten der Vorbereitung nur, um grundsätzliche Ideen zu sammeln, die Rollen zu verteilen sowie zu besprechen, was kommuniziert werden soll. Ein Vortrag während des Wettstreits ist also weitgehend eine Improvisation, wenn er nicht vom Blatt abgelesen, sondern frei gesprochen wird. Die Hauptaufgabe ist, im Sprechen das Thema der Debatte zu finden, d.h. seinen Kern zu erkennen und bei ihm zu bleiben. So sind diese Improvisationen vergleichbar einem Thema in der Musik, das auftaucht und kurzzeitig wieder vergessen wird, bevor es in verwandelter Form erscheint. Das Sprachspiel darf nicht enden, auch wenn widersprechende Stimmen sich einmischen. In der Debatte erfüllt der Einspruch seinen Zweck, sie mit einem neuen Argument zu bereichern. Der Kontrapunkt hat dabei seinen Sinn zu erweisen. Begabte Redner nehmen wichtige Argumente ihrer Gegner vorweg und schaffen es, sie für ihre eigenen Zwecke zu nutzen.

naue Planung und Organisation. Die Jäger von [...] Schöningen mußten sich also detailliert über Ziele und Strategien austauschen und sie mussten ihre Vorgehensweise genau vorbereiten und abstimmen. Dies belegt, dass Menschen seit mindestens 400 000 Jahren in der Lage sind, komplexe zukünftige Situationen in ihren Gedanken zu simulieren und darüber zu kommunizieren« (155–156).

- 59 Der amerikanische Evolutionsbiologe Edward O. Wilson skizziert ihre Möglichkeiten: »Die menschliche Sprache ist schöpferisch, sie ist in zweierlei Weise nahezu unbegrenzt: in Bezug auf die Anzahl der Wörter, die wir bilden können, und in Bezug auf die Möglichkeiten, diese Wörter zu Ausdrücken, Sätzen, Absätzen und so weiter zu kombinieren« (2013: 180).
- 60 »Wir hörten uns Unterhaltungen überall in England an, testeten dabei Menschen aller Altersstufen und unterschiedlicher sozialer Herkunft. Dabei bedienten wir uns einer sehr einfachen Methode. Wir fragten uns alle dreißig Sekunden: ›Worüber redet er/sie jetzt?‹ Dabei beobachteten wir immer das gleiche Muster: Die Gespräche drehen sich zu etwa zwei Dritteln um zwischenmenschliche Belange. Dazu gehören Diskussionen über private Beziehungen, persönliche Vorlieben und Abneigungen, persönliche Erlebnisse, das Verhalten anderer und ähnliches. Kein anderes Thema nahm mehr als zehn Prozent der Gesprächszeit in Anspruch, und die meisten kamen nur auf zwei bis drei Prozent. Hierher gehören alle Themen, denen man für unser geistiges Leben eine große Bedeutung beimessen könnte, wie Politik, Religion, Ethik, Kultur und Beruf. Selbst Sport und Freizeitgestaltung brachten es zusammen auf gerade einmal zehn Prozent« (158). Dunbar vermutet, daß die Erweiterung sprachlicher Kompetenzen eine Folge der immer größer werdenden Gruppen war, da die individuelle Körperkommunikation zu zeitaufwendig wurde.
- 61 Siehe Popper (GW 11: 505).

Das alles geht nicht ohne Selbstbewußtsein. Sieben Minuten sind eine lange Zeit und nur zwei davon sind vor Zwischenfragen geschützt. Fragen, die verdeckte Provokationen sind oder einen Angriff implizieren, müssen mit Selbstbehauptung pariert werden. Das kann man üben, aber es braucht Zeit, vor allem ein konstantes Training. Die Erfahrung im Club ist nur eine Seite der Medaille, die andere der »innere Dialog«⁶² während der Woche zwischen den Debatten. Tatsächlich arbeitet nicht nur der Schauspieler, sondern auch der Debattierer intensiv an seiner Rolle. Manche schreiben ihre Reden zur Verbesserung ihrer Struktur wenig später auf. Doch es gibt noch den Aspekt der gemeinsamen Freizeitgestaltung über das Spiel am Clubabend hinaus, denn das soziale Miteinander hat Zuspruch gewonnen.⁶³ Das ist erfreulich, weil es die Bindung für das gemeinsame Arbeiten stärkt.

Formalisierung des 8. Stufenarguments:

»Z ist offen für I*, weil sie damit sich ihr Leben erleichtert.«

Hierbei ist »Z« wie zuvor unsere Zielgruppe, »spielt mit« steht für die Leitqualität der amtierenden 8. Stufe, die mit der Formulierung »sich ihr Leben erleichtert« für die Leitqualität der 7. Stufe begründet wird.

9. »visualisieren«

Das 9. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 9 »visualisieren« mit Stufe 8 »spielen«

Definition:

Unter »visualisieren« können wir die Vorstellung eines Bildes verstehen, das wir als schön empfinden.

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um ein schönes Bild zu visualisieren zu können, ist, etwas Neues zu entdecken.

Begründung:

Visualisierungen sind interessengeleitet und leiten sich ursprünglich aus taktilen Erfahrungen ab. In der frühen Kindheit lernen wir zu sehen, indem wir das, was wir fühlen,

62 Dieser Vorgang wurde von dem Kognitionspsychologen Donald W. Meichenbaum (1979: 10) näher untersucht.

63 So die konkrete Auswertung einer großen Debattierumfrage des VDCH aus dem Jahr 2016 durch Philipp Stiel: <https://www.achteminute.de/20160316/studie-wie-divers-ist-das-debattieren/comment-page-1/>; aufgerufen am 17.08.2024

nicht mehr berühren müssen. Kinder haben in der Regel mehr Phantasie als Erwachsene, weil für sie die physische Welt noch mehr eine Welt des Fühlens ist. Die Phantasie entwickelt sich bei ihnen aus dem Spieltrieb, der ein Streben und Erkunden nach Neuem ist. Solange ein Erwachsener noch spielen möchte, verfügt er über Phantasie.

Kontext Übergangskreis Auf der neunten Stufe wird der Lernende gefragt, mit welchem Bild er sein Entwicklungsziel der ersten Stufe veranschaulichen kann. »Jemand hat sein Ziel klar vor Augen«, sagt ein Sprichwort. Es lehrt uns, daß die Visualisierung eines Bildes die Bedeutung hat, mit ihm die Orientierung auf dem Weg beizubehalten. Ein solches Bild wird spielerisch gesucht, gerade dann, wenn dem Klienten noch keines gleich zur Verfügung steht. Ist es gefunden, wird es auf seine Stabilität geprüft. Hier erfindet der Therapeut fiktive vorübergehende Trennungssituationen, die dem Klienten schwer fallen könnten, und bittet ihn zu prüfen, ob er trotz der vorgestellten Situation mit Hilfe der Bildimagination stabil bleiben kann. Seine Bauchatmung ist für diese Testung unbedingt zu nutzen, weil die innere Vorstellung soll verkörpert werden. Dieses Vorgehen wird gewählt, da gerade in der Pubertät Trennungsängste die Aufrichtung eines Selbstbildes belasten. Die Aktualisierung und Bewältigung fiktiver Trennungserfahrungen ist spezifisch entscheidend für die Stärke eines Bildes. Denn in der Pubertätsphase eines Jugendlichen sind es gerade die inneren Bilder, deren Konstruktion eine notwendige Trennung von den Eltern darstellt. Bei einem solchen Test ist es durchaus möglich, daß das ursprünglich aufgestellte Bild der Prüfung nicht standhält. Dann wird erneut gespielt, um ein neues, diesmal standfestes Bild zu finden, was in der Regel leicht gelingt. Dem Klienten wird dann die Hausaufgabe mitgegeben, dieses Bild im Alltag regelmäßig zu visualisieren und mit der Bauchatmung zu verkörpern. Es fungiert dann als Leitbild und Orientierung, entsprechend dem Ziel, das der Klient für seine Entwicklung festgelegt hat.

Diese Übung ist ein Schritt zur Selbstsicherheit, weil die Imagination in verschiedenen Alltagssituationen auf einfache Weise eine klare Stärkung gibt. Denn die Etablierung eines zielorientierten Selbstbildes wirkt als Kraftquelle, indem die Wünsche des Handelnden sich in seiner Vorstellungskraft symbolisieren. Die Bedeutungen der Bedürfnisse werden als Energie gebündelt und geben damit eine vertiefte Orientierung und Perspektive.

Kontext Evolution Die Sprache des homo sapiens wurde im Alltag wortreicher, weil sich ihr Gebrauch durch die Erfindungen in Landwirtschaft und Haushalt erweiterte. Damit wuchs ihre schöpferische Kraft und der Mensch begann nun, mit ihr Vorgänge auszudrücken, die nicht unmittelbar sichtbar waren. Die körperliche Kommunikation mit Gestik und Mimik konnte vernachlässigt werden. Offenbar konnte die Leistungsfähigkeit des Gehirns akustische Signale so verarbeiten, daß Bilder der Phantasie entsprangen und damit die ursprüngliche Zeigefunktion des körperlichen Ausdrucks ersetzten. Das Abrufen von Bildern allein durch Worte steigerte die Leistungsfähigkeit des Vorstellungsvermögens. Denn der erweiterte Gebrauch der Sprache trainierte das menschliche Gehirn und seine Auffassungsgabe. In der nun entstandenen Wechselwirkung konnte der Mensch mit seinen Träumen kommunizieren, d.h. sie als Visionen für sein Handeln nutzen. Die Entwicklung der Hochkulturen in Mesopotamien und Ägypten in der Mitte des

Neolithikums legt davon Zeugnis ab. Denn sie wären ohne die Phantasie ihrer Architekten, Handwerker und Künstler nicht denkbar gewesen, auch wenn die Ikonographie erst mit der Einführung der Schriftsprache entstand. Die Herrscher ließen mit ihren Städten und Pyramiden Bauwerke errichten, die in ihrer Vorstellung bereits existierten, bevor sie gebaut wurden. Möglicherweise verdankt sich die Entstehung von Herrschaft wesentlich einer differenzierteren Sprache und einer damit verbundenen Vorstellungskraft.

Betrachten wir die viel älteren Zeugnisse der Kunst in Höhlenmalereien, so erkennen wir, daß es einzelnen, künstlerisch begabten Menschen nicht nur wichtig war, sondern ihnen auch gelang, ihre Erlebnisse bei der Jagd auf wilde Tiere bildlich auszudrücken. Thomas Junker (2013) sieht den Nutzen der Imagination ganz allgemein in den verbesserten Chancen, klare Handlungsstrategien zu entwerfen:

»Der evolutionäre Vorteil der Phantasietätigkeit liegt auf der Hand: Individuen, die in der Lage sind, zukünftige Ereignisse unvollständig und fehlerhaft, aber einigermaßen realistisch zu simulieren und ihre Eintrittswahrscheinlichkeit abzuschätzen, haben einen Vorteil gegenüber solchen, die jedes Mal aufs Neue wieder mit Versuch und Irrtum arbeiten müssen. Aus diesem Grund spielen Menschen in ihren Phantasien die Verwirklichung ihrer Wünsche durch und simulieren am Beispiel eines vereinfachten Modells der Realität verschiedene Aktionen und Reaktionen« (91).

Hören wir noch den niederländischen Biologen Frederikus J. J. Buytendijk (1939). Für ihn fallen die Fähigkeit zum Spiel mit der zur Imagination zusammen: »Die Sphäre des Spiels ist die Sphäre der *Bilder* und damit die Sphäre der *Möglichkeiten* und der *Phantasie*« (129). Diese phänomenologische Sicht nivelliert leider die Bedeutungen verschiedener Begriffe, die wir aber mit dem achten und neunten Schritt auseinanderhalten wollen, um eine Entwicklung logisch zu skizzieren.

Kontext Debatte »Wie möchte sich meine Zielgruppe sehen?« ist eine der vier Fragen, mit deren Beantwortung ein Redner seine Zielgruppe verkörpert. Da Reden vor allem ein Spiel mit Worten ist, veranschaulichen Bilder die Worte im Sprachspiel der Debatte. Die Bilder wirken, indem sie zeigen, was Worte nur andeuten können. Das Sprichwort »Ein Bild sagt mehr als 1000 Worte« verweist auf die Ökonomie des Bildhaften. Es macht das zu Zeigende erst sichtbar durch seinen Rahmen. Die Wirkung des Bildes wird erhöht, wenn es haptisch ist, weil der ursprüngliche Tastsinn angesprochen wird und damit die Welt mehr Bedeutung erhält. Doch auch der, der weder berührt noch berührt sein möchte, erfährt mit Bildern eine Emotionalisierung. Denn Bilder sind eine mächtige Quelle der Entdeckung und fast jeder glaubt, einen Zugewinn durch sie zu erhalten. Deshalb richten sich eine Freude und Neugier auf sie.

Als Erwachsene sind uns die Bilder, die wir sehen, oft eine Garantie dafür, daß etwas existiert. Wenn es Imaginationen sind, vermuten wir, daß sie der Phantasie entsprungen sind. Können wir jedoch als Redner dem Publikum zeigen, daß Bilder die Wunsch Erfüllung für eine Zielgruppe sind, gewinnen wir seine stärkere Beteiligung. Die Veranschaulichung von Zielen sollte jedoch positiv sein, damit die Zuhörer vor dieser Teilnahme nicht zurückschrecken. Negative Bilder sind unbeliebt, es sei denn, ihnen liegt ein Bedrohungsszenario zugrunde, von dem man glaubt, es genau kennen zu müssen, um

es von dem eigenen Leben abzuhalten. Was hier zu entdecken ist, ist wenig, aber wesentlich. Es ist auch richtig, daß man eine Sache besser darstellen kann, wenn man sie mit einer anderen in ihrer Umgebung kontrastiert. Doch diese starke Unterscheidung wirkt nur vorübergehend, auch wenn sie im Debattieren erwünscht wird. Denn trotz alledem tendiert das Gehirn dazu, Gegensätze der Wahrnehmung wieder aufzuheben, um einen Gleichgewichtszustand auf neuem Niveau zu erzeugen. So soll und wird auch dem schönen Bild eines Debattierers widersprochen werden, indem man etwas vermeintlich Schädliches darin entdeckt. Es gilt dann nur, den Schandfleck zu vergrößern, und es geschieht so, daß man einen vermeintlichen Pickel im Gesicht auf die Nase setzt. Insgesamt ist es eleganter, das Gute zu sehen, ohne den Blick von einem potentiell geringen Schaden abzuwenden. Wie sehr Redner und Juroren versuchen, diese Sichtweise anzunehmen, hängt von ihrem Selbstbild ab.

Formalisierung des 9. Stufenarguments:

»Z stellt sich I* vor«, weil dies ihren Interessen entspricht.«

Die Ausdrucksweise »stellt sich vor« repräsentiert die 9. Leitqualität der Stufe »visualisieren«, die von »ihren Interessen entspricht« die der 8. Stufe »spielen«.

10. »sich einigen«

Das 10. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 10 »sich einigen« mit Stufe 9 »visualisieren«

Definition:

Unter »sich einigen« können wir einen Vorgang verstehen, der einen Zustand gelungener Verständigung oder glücklicher Harmonie herstellt.

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um mit jemandem oder mit etwas einig sein zu können, ist, ein schönes Bild zu visualisieren.

Begründung:

Menschen sind vielleicht nicht die einzigen, die bewußt und aktiv Einigungsprozesse vollziehen können. Sicher ist aber, daß sie innere Bilder entwickeln können, die Repräsentationen von Sprachereignissen sind oder sich differenziert mit diesen ausdrücken lassen. Bewußt entwickelte Bilder, die persönlich wichtige Ziele veranschaulichen, sind Verdichtungen von Bedeutungen und deshalb sehr energetisch, weil ihnen eine Bindungsenergie innewohnt, die unmittelbar zwischen ihrem Adressaten und Sender kommuniziert. Die bildhafte Bindungsenergie des Menschen steigert sich in seiner Sexualität, in der Lust und Anziehung wirken. Indem der homo sapiens sich körperlich

intim vereinigen kann und sich in Liebe mit jemandem oder etwas innerlich verbunden fühlt, wird eine neue Beziehungsqualität erreicht.

Kontext Übergangskreis Liebe gilt traditionell als die stärkste emotionale Kraft, die Menschen nicht nur miteinander verbindet, sondern auch zusammenführt: körperlich, weil Liebe Leib werden will; emotional, weil Menschen verstanden werden wollen, und geistig, da die Gattung homo sapiens Frieden in der Welt braucht⁶⁴. Liebe verstehe ich als das Gefühl, sich mit jemandem oder etwas unmittelbar verbunden zu fühlen.^{65,66}

Auf der 10. Stufe fragt der Therapeut seinen Klienten, wen oder was er liebt. Dabei spielt es keine Rolle, ob das geliebte »Objekt« ein Mensch, ein Tier, ein Gegenstand oder eine Idee ist. Wichtig ist nur, daß der Klient seine Beziehung zu seinem Objekt im Einverständnis mit der obigen Definition als Liebe definiert. Mehrfachnennungen sind möglich. Der Klient wird dann gebeten, zu beschreiben, was er an ihm/ihnen liebt. Er wird gefragt, ob er sich an die wichtigste Voraussetzung, d.h. Stufe für sein Entwicklungsziel erinnert. Der Therapeut erklärt ihm, daß es wichtig ist, die Handlungsbedeutung dieser Stufe mit dem Thema der aktuellen Sitzung »Liebe« in Beziehung zu bringen. Damit soll gesichert werden, daß sich die wichtigste Voraussetzung für sein Ziel mit der höchsten emotionalen Kraft verbindet. Dies geschieht in der Form der folgenden Übung, in der eine gedankliche Konstruktion zu einem Sprechsatz wird: »Ich liebe es, ... [Nennung der Stufe, die für das Entwicklungsziel vorausgesetzt wird] ... [geliebtes Objekt oder geliebte Handlung]«.

Zwei Beispiele sollen die Übung veranschaulichen: Der Klient hat das Ziel, sich wohl zu fühlen (7. Stufe), wofür die Ruhe (6. Stufe) die wichtigste Voraussetzung dafür ist und seine Tante ist die geliebte Person. Der Übungssatz lautet: »Ich liebe es, in Ruhe mit meiner Tante Kaffee zu trinken.« Oder der Klient hat das Ziel der Behandlung als »stabil sein« festgelegt und auf der dritten Stufe eine seiner beiden Begabungen mit »in der Natur spazieren gehen« festgelegt. Hier lautet der Übungssatz: »Ich liebe es, meine Begabung zu nutzen, in der Natur spazieren zu gehen.

Aber das ist noch nicht die ganze Übung: Zentral ist die Verkörperung der Liebe durch die bewußte und aktive Bauchatmung zwischen der Formulierung »Ich liebe es« und der Stufe vor seinem Entwicklungsziel. Der Einschub mit der Bauchatmung ist bewußt an genau dieser Stelle gewählt, weil das intensivste positive Gefühl eines Menschen beruhigt und damit erst bewußt werden soll.

-
- 64 Friedensverträge zwischen Staaten und Verträge zwischen verschiedenen Parteien sind Einigungsprozesse, die Verhaltensweisen regeln, um Unklarheiten und Streitigkeiten zu vermeiden.
- 65 Diese Definition legte ich fest, nachdem sie von einigen meiner Gesprächspartner im beruflichen Kontext hervorgebracht wurden und diese Charakterisierung mir und anderen intuitiv einleuchtete und leicht akzeptierbar war. Der Psychiater und Daseinsanalytiker Ludwig Binswanger (1962) hat mit dem Begriff der »liebenden Wirheit« (258) eine m.E. sinngemäß gleiche Charakterisierung gefunden.
- 66 Durch diese Unmittelbarkeit entsteht eine Wirklichkeitserfahrung, die nun im Konzept des Übergangskreises ihren Höhepunkt erreicht. Anschließend wird die intensiv und zugleich real gewordene Entwicklung in den weiteren fünf Stufen der Auswertungssequenz reflektiert und als solche erkennbar gemacht.

Durch das Einüben dieser Stufenverbindungen durch das bewußte Sprechen und Bauchatmen des Klienten wird ein Lernprozess⁶⁷ initiiert, indem er die für die Zentrierung auf dieser Stufe wichtigen Bewußtseinsselemente in eine Beziehung bringt, die seine Entwicklung dynamisiert. Diese »verkörperte Liebesformel« wird ihm zur Hausaufgabe mitgegeben, die er in seinem Alltag immer dann gedanklich anwenden soll, wenn er seinem geliebten »Objekt« begegnet oder sich einer leidenschaftlichen Handlung hingibt. Zuletzt wird ihm mitgeteilt, daß die Integration der Bauchatmung während dieser Übung ihm zeigt, daß er das Bauchatmen erfolgreich gelernt hat.

Kontext Evolution Die Verwirklichung der Bedeutungsrelation »sich vereinigen« ist in der Evolution an die Existenz von Sexualität gebunden und ihre Wirksamkeit zwischen Menschen wird in allen Kulturen auch im Gefühl der Liebe verwirklicht.

Im Laufe von Hunderten von Millionen Jahren hat sich die Sexualität bis hin zur Vereinigung und Neuaufteilung der Genome verschiedener Lebewesen entwickelt.⁶⁸ Der Vorteil dieser Veränderung war, daß sich ihre Populationen zugunsten einer besseren Anpassungsfähigkeit an ihre Umwelt stärker individualisierten. Dies erhöhte ihre Überlebenschancen, während die Sexualität als solche zahlreiche andere Funktionen erfüllt: Bindung, Zärtlichkeit, Selbstwahrnehmung und Repräsentation nach außen in sozialen Gruppen, um nur die wichtigsten zu nennen. Ohne eine individuelle Positionierung zur eigenen Sexualität scheint es kaum unmöglich, mit sich selbst einig zu sein.

Die amerikanische Anthropologin Helen Fisher (2001) vermutet, daß »die drei Gefühlssysteme – Lust, Anziehung und Verbundenheit – im Laufe unserer menschlichen Vorgeschichte im Gehirn zunehmend unabhängig voneinander geworden sind« (84)⁶⁹. Zur Lust bemerkt der Evolutionstheoretiker Edward Osborne Wilson (1980):

Die physische Lust des Sexualaktes dient der Herstellung genetischer Vielfalt – höchste Aufgabe der Sexualität –, die an Bedeutung die bloße Fortpflanzung überragt. Die Lust dient außerdem der sexuellen Bindung, die ihrerseits andere Aufgaben erfüllt, von denen einige nur entfernt mit der Fortpflanzung zusammenhängen. Diese vielfältigen Funktionen und komplexen Kausalzusammenhänge sind der tiefere Grund dafür, daß das menschliche Dasein so stark von sexuellen Gedanken durchzogen ist« (131).

Nach Fisher (2001) entwickelte sich das System der Anziehung »vor allem, um es Individuen zu ermöglichen, zwischen verschiedenen potentiellen Geschlechtspartnern zu wählen« (83). Die Ausweitung des Systems der Verbundenheit diene, »um Individuen zu motivieren, positive soziale Verhaltensweisen auszubilden und/oder ihre verwandtschaftlichen Beziehungen lange genug aufrechtzuerhalten, um artspezifische elterliche Pflichten zu erfüllen.« In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, daß nur 3 Prozent

67 Sie wird in Literatur, Kunst und Musik bis hin zur Boulevardpresse immer wieder thematisiert.

68 Vgl. »Genetische Grundlagen« in <https://de.wikipedia.org/wiki/Sexualit%C3%A4t>; aufgerufen am 3.10.2023.

69 Diese Vermutung ließe sich leicht im Rahmen der Überlegungen von Arthur Koestler interpretieren, der davon ausgeht, daß verschiedene wichtige Zentren im Gehirn nicht koordiniert sind. Vgl. hierzu Kap. 2, Abschnitt »Evolution«.

der Säugetiere, zu denen der Mensch zählt, dauerhaft feste Bindungen eingehen.⁷⁰ Bei den Menschen ist zu beobachten, daß sich ihre gelebte körperliche Intimität im Laufe der Jahrzehnte in Formen der Verbundenheit und des Vertrauens wandelt. Und dies regelmäßig dort, wo sich Liebe in festen Bindungen noch aktiv als interaktionelles Ausdrucksgeschehen zeigt. Nachdem Liebe zu Leib geworden ist, scheint sie sich der Bestätigung und Stützung der Werte zuzuwenden, die für das Vertrauen und die Sicherheit des Paares bei seiner Behauptung im Alltag wesentlich sind. Ohne die Phantasie beider Partner für gemeinsame Aktivitäten und für eine erstrebenswerte Zukunft läßt sich ihre innere Verbundenheit kaum aufrechterhalten. So vollzieht sich das Zusammensein in der Herstellung einer weitgehenden kooperativen Harmonie. Geht die partnerschaftliche Vorstellungswelt verloren, verliert der geeinte Lebensvollzug seine Grundlage.

Kontext Debatte In Debatten streiten sich zwei Parteien, von denen keine ihre kontroversen Standpunkte mit der anderen versöhnen darf. Einigkeit will nur jedes Team für sich und mit der Jury herstellen. Natürlich gehört es zum guten Ton, die Argumente der Gegenseite und ihre Bedenken ernst zu nehmen. Aber das darf nicht dazu führen, daß die eigene Position aufgegeben wird. Kompromisse werden also nicht geschlossen, was in der Realität von Politik und Alltag unüblich ist. Das regelmäßige Debattieren dient aber dem vertieften Lernen, mit möglichst trennscharfen Denkfiguren Klarheit für das eigene Denken zu entwickeln.⁷¹

Damit der eigene Standpunkt als unverrückbar verständlich gemacht werden kann, muß die Partei ihn mit einem Bild veranschaulichen. Sonst bleibt er abstrakt und unangreifbar, was gegen die sportlichen Regeln geht. Argumente müssen daher mit Beispielen unterfüttert werden, um das Pro und Contra zu untermauern. Bilder für das zu Zeigende zu liefern, damit es verstanden werden kann, ist in der Pädagogik des Lernens etabliert.

Als Partei oder freier Sprecher kann man versuchen, das Spiel um den besseren Standpunkt zu gewinnen, indem man auf hohe Emotionen setzt. Liebe, Glück und Frieden will schließlich jeder. Aber auch die Joker auf dem Kartentisch zeigen Bilder, die nicht beliebig sein können. Ihr Wert hängt unmittelbar von der Klarheit der Aussage ab, die ihnen innewohnt. Dabei ist es recht und billig, z.B. einem Wissenschaftler, einem Juristen oder einem Wirtschaftsmanager bildhaft eine Leidenschaft zuzuschreiben. Ganz selbstverständlich ist auch ihnen das Bedürfnis nach Harmonie zuzugestehen. Von dem Anspruch des Grundbedürfnisses, geliebt werden zu wollen, nimmt sich keiner glaubhaft aus. Auch der Mörder sieht dieses Glück in seinen Träumen.

Verstehen wir Debattierer als Wortjongleure, so zeigt sich das folgende Bild: Sie können wie Bewegungskünstler mit Argumenten Bälle mit einer Hand in die Luft werfen, die von der anderen Hand gefangen werden. Wir bewundern diese Kunst, Informationen schnell zu verarbeiten und sprachlich geordnet zu präsentieren. Professionelle Redner bauen flexible Argumentationsmuster auf und sind in der Lage, wie Jongleure konzen-

70 Siehe Abschn. »Monogamie bei Säugetieren« in: <https://de.wikipedia.org/wiki/Monogamie>; aufgerufen am 24.10.2024.

71 Siehe hierzu die Ausführungen im 2. Kap. Abschn. »Lernprozesse«.

triert auf ihre Bälle zu achten. Manche von ihnen nehmen es mit Gleichmut hin, wenn ein Ball verloren geht.

Hier noch eine letzte Facette, die das Verstehen durch Bilder illustriert: Ein Blick auf die Notizen von Juroren zeigt unterschiedliche Stile der Dokumentation eines Wettstreites. Sie reichen von akribisch kleingeschriebenen Bemerkungen bis zu großzügigen Linien zwischen Argumenten. Diese Anordnung hilft jedem von ihnen individuell, den Wortfluß der Debatte zu kanalisieren und zu ordnen. Manche Redner hingegen ordnen ihre vorbereitenden Bemerkungen vertikal als Stichpunkte an. Sie schreiben groß, damit ihr Blick während des Vortrags nur kurz über das Papier zu streifen braucht, bevor er sich während des Vortrags wieder dem Publikum zuwendet. Als Redner kann man dann unabhängig von der Wahrnehmung der eigenen Handbewegungen gelegentlich eine Schreibbewegung des Jurors bewußt wahrnehmen.

Formalisierung des 10. Stufenarguments:

»Z ist sich mit I* einig, weil sie sich I* vorstellt.«

Die Leitqualität »sich einig(en)« der 10. Stufe wird mit der von Stufe 8 »visualisieren« durch »sich vorstellt« begründet. Die beiden I* sind wie im 3. und 4. Stufenargument zwei beliebig unterschiedliche, jedoch sinngebende Inhalte.

11. »sich entscheiden«

Das 11. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 11 »sich entscheiden« mit Stufe 10 »sich einigen«

Definition:

Wir können unter »sich entscheiden« eine Festlegung darüber verstehen, ob eine Annäherung an eine Leitqualität für ein Handlungsziel stattgefunden hat.

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um sich entscheiden zu können, ist, daß man mit sich einig ist.

Begründung:

Eine Entscheidung ist »die Wahl einer Handlung aus mindestens zwei vorhandenen potentiellen Handlungsalternativen unter Berücksichtigung übergeordneter Ziele.⁷² Sie ist eine Leitqualität, wenn ihr intrinsischer Wert für das Ziel hoch genug ist und damit bewußt geworden ist. Eine Entscheidung in komplexeren Angelegenheiten mit entsprechend mehreren Handlungsoptionen wird daher immer mehr oder weniger

72 Siehe Einleitung von <https://de.wikipedia.org/wiki/Entscheidung>; aufgerufen am 10.07.2023.

auf die Priorisierung einer Leitqualität zurückgreifen. Hat man diese identifiziert oder war sie bereits festgelegt, kann man sich einig werden. Damit wird die innere Kohärenz zum wichtigsten Ausgangspunkt für eine Entscheidung. Man kann sich also nur entscheiden, wenn man weiß, was einen leitet. Hat man das nicht verstanden, trifft man eine Entscheidung nur halbherzig oder gar nicht. Es geht daher darum, um den Horizont zu wissen, den eine sinnstiftende Aussage über eine Lebensqualität abbildet. Damit wird, wie ich meine, die Tiefe jeder Entscheidung ausgelotet, auch der scheinbar oberflächlichen wie der, ob man im Restaurant ein Mineralwasser oder ein Glas Wein bestellt.

Kontext Übergangskreis Von der 11. bis zur 15. Stufe werden Zentrierungen ausgeführt, mit denen eine Tagesauswertung ausgeführt wird. Sie stellt das Pendant zur Tagesvorbereitung dar. Es ist der Beginn erwachsenen Denkens in der Übergangskreis-Therapie. Denn bisher konnten auch Kinder und Jugendliche den Weg über die zehn Stufen gehen.⁷³ Jede Stufe der Auswertung bezieht sich auf die entsprechende ihrer Vorbereitung. Auf der ersten Stufe wird das Ziel für eine Entwicklung festgelegt. Auf der elften Stufe entscheidet sich der Klient, ob er sich ihren Erfolgskriterien angenähert hat. Er qualifiziert dies der Einfachheit halber mit den Noten des klassischen Schulsystems. Eine weitere Differenzierung ist nicht erforderlich. Denn es geht um klare Entscheidungen, die mit Zwischennoten nicht getroffen werden.

Der Klient erhält die Aufgabe, nunmehr täglich zu Beginn seiner Tagesvorbereitung ein selbstgewähltes Leitthema festzulegen. Damit verpflichtet er sich eigenverantwortlich, die zu dieser Stufe gehörende Übung ein- oder zweimal am Tag durchzuführen, am besten dann, wenn sie ihm einfällt. Damit soll sichergestellt werden, daß er sich seiner Leitqualität tatsächlich annähert. Um hier das entsprechende Übungsmaterial zur Verfügung zu haben, nennt ihm der Therapeut den beschrittenen Weg der vergangenen zehn Stufen und der Klient schreibt sich die Leitqualitäten der einzelnen Stufen mit ihren dazugehörigen Übungen auf. Abends soll er dann sich an sein Tagesziel, das immer eine Qualität und kein konkretes Tun ist, erinnern und sich entscheiden, ob er sich ihm angenähert hat.

Die Erfahrung zeigt, daß die Wahl einer Leitqualität gegenüber einem konkreten Handlungsziel effizienter ist. Denn eine Übung, die sie herstellt, kann in nahezu jeder Situation ausgeführt werden. Das ist stark unterschiedlich zu einer To-Do-Liste, weil hier meist Ort und Zeitpunkt einer bestimmten Handlung vorgegeben sind. Diese Restriktionen machen es eindeutig schwieriger, die vorgegebenen Punkte abzuarbeiten. Bei der Tagesauswertung mit einer Leitqualität jedoch gilt es nur, sich zu erinnern, ob man seine Übung am Tag zweimal ausgeführt hat. Dann kann man den elften Schritt schon mit dem Satz beenden: »Ich entscheide, daß ich mich meinem Tagesziel ... angenähert habe.« Auf diese Weise erhält man ein Erfolgserlebnis, das die intrinsische Motivation stärkt, die Arbeit mit den Leitthemen beizubehalten.

73 Die Arbeit mit dem Übergangskreis hat mich ernüchert einsehen lassen, daß die menschliche Psyche, deren Reifung ich mit 15 Stufen zu erfassen glaube, zu zwei Dritteln kindlich ist. Vgl. meine Bemerkungen im 2. Kapitel, Abschn. »Evolution«.

Meinem Konzept liegt die Einsicht zugrunde, daß Leitziele immer nur Annäherungswerte sind. Ich vermute, daß sich dies nicht ändern läßt. Denn die Dynamik des Alltags verlangt in hohem Maße eine Konzentration auf verschiedene Haltungen und Aktivitäten. Die konstante Verwirklichung einer Bedeutungsrelation ist unmöglich. Deshalb ist der Maßstab nur die temporäre Anwendung der Übung, die allerdings reicht, eine Linie zwischen dem morgendlichen Ausgangspunkt und dem abendlichen Endpunkt zu legen. Der Alltag in seiner Bedeutung als Entwicklungsfeld gerät jedoch aus dem Blick, wenn wir glauben, eine Leitqualität erreichen zu können, indem wir sie fest in den Händen halten.

Kontext Evolution Die rasche Vermehrung der Menschheit in der Jungsteinzeit machte es notwendig, daß größere Gruppen einer Führung bedurften. Diese hatte das Zusammenleben der Handwerker, Bauern und Künstler zu regeln, die immer mehr zu Individuen wurden. Für die Personen, die diese Rollen übernahmen, mußte eine Legitimation geschaffen werden, was meist durch den Verweis auf das Erbrecht erfolgte. Die Macht wurde innerhalb einer Familie weitergegeben und so über Jahrhunderte gesichert. Aber auch wenn diese Regelung Bestand und Gültigkeit hatte, bedurfte es einer psychologischen Absicherung durch die Gruppe, über der man stand. Denn die Machthaber konnten ihre Position nicht allein durch Gewalt aufrechterhalten. Sie mußten dafür sorgen, daß ihr Volk ihnen ausreichend treu blieb. Dies gelang am besten, wenn ihm ihre Herrschaft sinnvoll erschien. So mußte das Volk vor feindlichen Überfällen geschützt werden, wie vor unberechenbaren Einbrüchen der Natur. Diente in einem Fall die strategische Positionierung und Führung einer bewaffneten Gruppe diesem Zweck, so war es im anderen Fall die magisch-rituelle Anrufung von Göttern und Geistern. Die Anführer wollten sie gnädig stimmen, damit die Saat Frucht trage und die Ernte reich ausfalle.

Das Volk mußte in seiner stärkeren Individualisierung durch die Struktur seiner Arbeitsteilung als Ganzes angesprochen werden. Das gelang am besten, wenn die Anführer die verschiedenen Interessen der Menschen mit übergeordneten Zielen verknüpften. Sie hatten also Qualitäten zu benennen, die das Leben verschiedener Menschen im Allgemeinen leiteten, wie beispielweise Sicherheit, Wohlstand und Freiheit. Mit Gefangenschaft oder Knechtschaft konnte nicht geworben werden.

Kontext Debatte Ziel der Debattierkunst ist die Schulung der Überzeugungskraft. Diese bemißt sich an der Glaubwürdigkeit und Klarheit der Argumente. Über deren Qualität entscheidet eine Jury. Gewonnen hat die Partei, die drei Kriterien für sich beanspruchen kann: 1. Sie konnte glaubhaft machen, daß sie mit ihren Prinzipien oder Maßnahmen der von ihr definierten Leitqualität für eine Zielgruppe näherkommt als die Gegenseite. 2. Sie konnte besser den Eindruck vermitteln, daß sie für die Lebenswelt ihrer Zielgruppe offen ist, ihr Milieu und den Ort ihres Handelns gut kennt und auf die für sie wichtigen Neigungen eingestellt ist. 3. Sie hat das Verständnis des Jurors als Vertreter eines durchschnittlich gebildeten Zeitungslesers so erweitert, daß er die Debatte mit dem Gefühl beenden konnte, von dieser Partei etwas gelernt zu haben.

Der Juror hat sein Urteil den Rednern in klarer Form mitzuteilen. Ob das auch so geschehen ist, darüber können die Redner auf Turnieren nach der Debatte eine schrift-

liche Bewertung abgeben. Im Club kann der Redner seinem Juror ein Feedback geben. Hier wie dort gilt: Redner sollten mehr von ihren Juroren lernen als umgekehrt.

Aber eine Debatte nach der Debatte gibt es hier wie dort nicht. Dieses Gebot hat seinen guten Grund: Die Redner sind durch den Losentscheid zum Vertreter ihrer Position verpflichtet. Die Dynamik ihrer Kontroverse wird durch die Schärfe ihrer Worte bestimmt. Wenn sich die Waffen mit ihren Spitzen berühren, offenbart sich das Janusgesicht eines Themas in eindringlicher Tiefe und Härte. Dieser Moment wird Clash genannt. Nur ein Außenstehender, der nicht mit seiner Gruppe ausgezogen ist, um eine andere zu besiegen, kann die Entwicklung dieses kämpferischen Geschehens mit der Vernunft eines Unparteiischen beurteilen. Zwar endet die Gewalt der Worte vor dem Schluß der Debatte mit einer Reflexion über das Geschehene durch je einen Redner beider Parteien. Aber auch dies geschieht in der Hoffnung auf den eigenen Sieg. Kurzum: Eine gerechte Selbsteinschätzung ist also beiden Parteien während des Spiels nicht möglich. Sie ist nur dem Juror möglich als unbeteiligtem Schiedsrichter des Geschehens. Sein Urteil ist daher richtungsweisend und, wenn es für die Parteien sinnstiftend ist, ist er als Entscheidungsträger ein Vorbild für ihr Lernen.

Formalisierung des 11. Stufenarguments:

»Z entscheidet über eine Annäherung an La, weil sie mit sich einig ist.«

»Entscheidet« steht für die Leitqualität der Stufe 11, »sich einig« für der Stufe 10 und »La« ist identisch mit der Leitqualität des ersten und zweiten Stufenarguments.

12. »sich verändern«

Das 12. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 12 »sich verändern« mit Stufe 11 »sich entscheiden«

Definition:

Wir können unter »sich verändern« den Vergleich zwischen zwei Verkörperungen zu unterschiedlichen Zeitpunkten verstehen.

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um sich verändern zu können, ist, sich zu entscheiden, ob man sich einer Leitqualität angenähert hat.

Begründung:

Die abendliche Entscheidung darüber, daß man sich einer am Morgen festgelegten Leitqualität angenähert hat, ist die Kenntnisnahme einer zielgerichteten Veränderung. Sie ist im Wesentlichen notwendig, um den Vergleich zwischen einer abendlichen und einer morgendlichen Verkörperung zu vollziehen, weil die Erinnerungen sehr viel Kon-

zentration verlangen. Zudem benötigt das Switchen von Alltagshandeln auf die Innenwahrnehmung sehr viel Energie. Um diese Transformationen möglich zu machen, ist die Bestätigung einer Ausgangslage notwendig, in der eine lineare Veränderung der obigen Art registriert wurde. Das Wirken dieser Veränderung erscheint notwendig, um eine Ausgangsenergie für die Bewußtwerdung von Vergleichen bereitzustellen. Ist sie als bewußtgewordene Zielannäherung nicht vorhanden, so findet der Vergleich zweier zeitlich entfernter Verkörperungen keine Basis.

Kontext Übergangskreis Der Schüler bemerkt seine Veränderung, indem er auf dieser Stufe übt, die vier Antworten zu seiner morgendlichen Verkörperung zu vergleichen, indem er sich abends erneut verkörpert und sich rückbesinnt. Es ist wichtig, daß er sich zumindest an eine Wahrnehmung aus der entsprechenden Stufe der Tagesvorbereitung erinnert. Die auf diese Weise festgestellten Unterschiede in den Antworten sind die Veränderungen seiner Person, die in der Zwischenzeit stattgefunden haben.

Es sind Veränderungen seiner Person, weil Veränderungen in der Verkörperung auch Entwicklungen in der Identität besorgen. Denn per Definition wird die Identität eines Menschen durch die unmittelbaren Verschränkungen der Bedeutungsrelationen aus der Welt des Körpers, der Gefühle und des Geistes bewirkt. Der Lernende macht sich diese Veränderung bewußt, indem er die Übung mit den folgenden beiden Gedanken abschließt: »Ich erinnere mich an mein Gefühl für ...⁷⁴ von heute morgen. Ich erkenne, daß dieses Gefühl (diese Gefühle) gut geblieben ist (sind) und daß ich mich verändert habe.« Diese Veränderung ist zugleich ein wesentlicher Teil seiner Entwicklung und damit übungsrelevant.

Die beiden Losungssätze machen dem Übenden bewußt, daß er im Schutz geblieben ist. Denn eine einfache Verkörperung stellt diesen Schutz her. Und die spätere Erinnerung von einer erneuten aus zeigt, daß dieser Schutz erhalten geblieben ist. Er ist unabdingbar notwendig, wenn Veränderungen freiwillig vollzogen werden sollen. Denn wenn es keine psychisch erlebbare Instanz gibt, die einen Menschen vor Bedrohungen schützt, kann es leicht passieren, daß eine schicksalhafte Situation ihn übermäßig ängstigt und sogar traumatisiert. Insofern ist die Übung eine Überlebenshilfe, aber auch ein Testfall. Denn der Beweis, daß man während des Tages ausreichend verkörpert geblieben ist, erfordert eine klare Antwort aus zumindest einem Vergleich. Das heißt: Wenn im abendlichen Kontext der Auswertung überhaupt keine Erinnerung möglich ist, dann hat sich der Schüler irgendwann im Verlaufe des Tages entkörperert, d.h. er ist so weit aus sich herausgegangen, daß der »Faden« mit ihm gerissen ist. Das wäre entwicklungshemmend, denn es bedeutet Kontrollverlust und den Einzug unnötiger Angst in das seelische Innenleben.

In einer sich immer schneller wandelnden Gesellschaft stärkt die Übung die Selbstbehauptung des Einzelnen, indem sie ihm offenbart, daß er sich mitverändern kann, während für ihn der bestehende Veränderungsdruck reduziert wird. Zugleich ermög-

74 Die Lücke ist auszufüllen mit »den Raum« oder »den Körper« oder »das Spiel« oder »das Bild von mir«. Mehrfachnennungen sind natürlich möglich. Es können also alle vier Wahrnehmungskategorien einbezogen werden.

licht ihm dies einen Vorteil, weil er weiterhin an dem Geschehen teilnehmen kann und nicht abgehängt wird.

Erkenntnistheoretisch eröffnet die Übung einen Zugang zu dem, was uns die Neurophysiologie seit Jahren lehrt: In Gehirn und Körper finden ständig Veränderungsprozesse statt. Man wacht morgens mit einem anderen Gehirn auf, als mit dem man abends ins Bett ging. Alle sieben Jahre verändern sich die Zellen in unseren Knochen komplett, so daß wir uns in jedem neuen Zeitabschnitt in einem anderen Körper befinden. Wir können uns kaum noch genau daran erinnern, wie wir uns in einer früheren Periode gefühlt haben. Aber der Vergleich mit einer neueren Verkörperung befreit uns von der Traurigkeit dieser Erinnerungslosigkeit an die Vergangenheit

Die Übung macht uns also auf eindringliche Weise bewußt, daß wir uns täglich verändern. Dieses verkörperte Sich-Verändern ist dabei als hochdynamisch für das Veränderungspotential von Bewußtseinsprozessen zu betrachten.⁷⁵ Natürlich gibt es auch einen anderen Weg, zu einer solchen Erkenntnis zu gelangen, der allerdings mühsam ist: Erkenntnisse werden nicht durch unmittelbares Spüren und anschließende Reflexion erlangt, sondern durch jahrelanges Sammeln von Bildmaterial, das dann ausgewertet wird, um eine Veränderung zu dokumentieren.⁷⁶ Um das Plädoyer abzuschließen: Wer sich über die Tatsache hinwegtrösten will, daß die Instinktorganisation des Menschen seiner kognitiven Ausstattung um Jahrtausende hinterherhinkt, kann mit dieser Übung für sich in Anspruch nehmen, etwas für die Evolution getan zu haben.

Kontext Evolution Die Wahrnehmung von Veränderungen mag dem Menschen angeboren sein. Im Neolithikum nutzte er sie zunehmend, weil sie ihm vor Augen führte, daß er sich seinen Zielen angenähert hat. Damit konnte er sich anschicken, seine Lebensbedingungen weiter zu verbessern: Durch die Beobachtung der Lichtveränderungen im Wechsel von Tag und Nacht und der Jahreszeiten hoffte der homo sapiens, durch Aussaat und Bewässerung Pflanzen gezielt zum Wachsen zu bringen. Es war aber auch die Zeit, in der neue Handwerke erfunden und erprobt wurden. Die Menschen kamen müde von der Feldarbeit, stillten ihren Hunger, und während ihre Kinder heranwuchsen, wurden sie selbst älter.

Das Bevölkerungswachstum nahm stark zu, was durch Migration auch die genetische Vielfalt und die Häufigkeit von Mutationen erhöhte. Insgesamt beschleunigte dies die auftretenden Veränderungen. E. O. Wilson (2013) schreibt:

75 Im beruflichen Kontext sind Patienten regelmäßig sehr überrascht über ihre Veränderungsfähigkeit. Auch ich kann bei täglicher Anwendung alle zwei bis drei Monate rückblickend von einer bemerkenswerten Veränderung meines Bewußtseins sprechen.

76 Es gibt Menschen, die sich mehr oder weniger täglich bis zu 20 Jahre lang fotografieren und das Bildmaterial dann im Zeitraffer im Internet präsentieren. Beispiel: <https://www.youtube.com/watch?v=EU3sDMxsCdk> oder <https://www.youtube.com/watch?v=yfqpqiTMUEg>; beide abgerufen am 11.09.2024. Diese mit großer Disziplin und Ausdauer erstellten Werke sind sehr wertvolle Dokumentationen menschlicher Veränderungen, und die Faszination, die sie ausüben, zeigt sich in ihren vielen Millionen Abrufen. Aus diesem Grund hätten sie einen festen Platz in Museen für moderne Kunst oder auch in Naturkundemuseen verdient.

»Genetische Evolution fand mit Sicherheit in der gesamten Zeitspanne von der Auswanderung aus Afrika bis zur Besiedelung der Alten Welt statt. Eine Studie ergab, dass die Rate, mit der neue genetische Mutationen aufkamen, bis vor etwa 50 000 Jahren relativ niedrig und stabil war und vor etwa 10 000 Jahren, also zu Beginn der neolithischen Revolution, einen Spitzenwert erreichte. Gleichzeitig beschleunigte sich auch das menschliche Bevölkerungswachstum. Folglich gab es mehr genetische Mutationen, und zugleich wurden, allein weil mehr Menschen beteiligt waren, auch in der Kultur mehr Innovationen hervorgebracht« (111).

Dabei verstand es der homo sapiens immer besser, die Beobachtung von Veränderungen als selbstreflexive Kraft zu nutzen, denn nur sie sicherte Lernerfolge. Unverzichtbar war dabei die Abwägung dessen, was einer besseren Existenz oder einem leichteren Überleben diene. Und dies geschah mit der Entscheidung über Erfolg oder Mißerfolg von Maßnahmen. Und auch wenn trotz aller planenden Tätigkeit vieles dem Versuch und Irrtum unterworfen blieb, so wurden doch auch diese Ergebnisse einer prüfenden Entscheidung unterzogen: War das Vorgehen sinnvoll? Eines war allen gemeinsam: Die Veränderungen waren beobachtbar, und das Wissen darüber wurde von Generation zu Generation weitergegeben, wenn es die Lebensbedingungen der Gemeinschaft verbesserte.

Der Gesamtprozess der Veränderung hingegen vollzieht sich als Evolution des Lebens seit Bestehen unseres Planeten, allerdings unmerklich langsam und stetig für die Lebensspanne eines Menschen. Der österreichische Zoologe Adolf Heschl (2009) schreibt dazu: »Da Zeit in der Evolution im Übermaß vorhanden ist, wird [...] verständlich, wieso selbst kleinste Veränderungen sich unter günstigen Voraussetzungen zu nicht vorhersehbaren Umwälzungen wandeln können« (2). Und mit dem Biologiehistoriker Thomas Junker (2011) können wir hinzufügen: Es sind »in der Regel viele Generationen nötig, um deutliche Unterschiede hervorzurufen« (20).

Diese Veränderungen sind jedoch immer systemischer Natur und betreffen, wenn sie die Umweltbedingungen verändern, alle Organismen, wie es Charles Darwin (2002) als Begründer der Evolutionstheorie formulierte: »Es ist nicht zu leugnen, daß veränderte Bedingungen alle Organismen beeinflussen, manchmal sogar recht beträchtlich. Und es scheint auf den ersten Blick wahrscheinlich, daß dies unabänderlich eintritt, wenn genügend Zeit zur Verfügung steht« (55). Aber auch hier gilt, daß die Veränderungen, die sich in komplexeren Organismen vollziehen, nicht nur reaktiv sind, sondern von ihnen aktiv herbeigeführt werden. Karl Popper (GW 11) verdeutlicht dies, indem er mit einer Frage beginnt:

»Kommt zuerst die neue Verhaltensweise oder die körperliche Veränderung? Und ich fand, daß jede anatomische Veränderung eine große Belastung sein würde, ein Nachteil, wenn der Organismus sie funktional nicht nötig hat oder nicht weiß, wie man sie verwenden kann. Das neue Verhalten und das Bedürfnis nach einer anatomischen Veränderung müssen zuerst da sein, wenn die anatomische Veränderung für den Organismus von irgendeinem Nutzen sein soll. Kurz formuliert ist es so: Erst kommen die geistigen Veränderungen – wie Wünsche, Bedürfnisse, Präferenzen – dann die körperlichen« (497).

Die Prozesse der Evolution werden also zunehmend von geistigen Kräften vorangetrieben, und auch hier sind es die Entscheidungen, die der Mensch für die Zukunft seiner Veränderungen trifft.

Kontext Debatte Menschen wollen Geschichten hören und empfinden Befriedigung, wenn sich ihre Figuren im Laufe der Handlung verändern. Dies gilt im Idealfall auch für eine Rede in einer Debatte, um die Bedürfnisse der Zuhörer zu befriedigen. Dort sind es die im Vortrag vorgestellten Maßnahmen, die Zielgruppen oder einzelne Personen⁷⁷ verändern, indem sie zunächst ihr Erlebnispotenzial aktivieren und dieses dann neu gestalten. Ähnlich verhält es sich, wenn Prinzipien favorisiert werden, die ein besseres Leben ermöglichen, und man als Redner eine Welt ohne diese Leitqualität darstellt, damit im Vergleich eine Veränderung deutlich wird. Hier wie dort ist die Entscheidung zu betonen, daß die Forderung für eine Handlung oder einen Wert sinnvoll ist.

Eine Rede mit narrativem Charakter spricht also davon, daß sich die von ihr anvisierte Zielgruppe oder Person verändert haben wird, wenn die von der Partei vorgeschlagene Maßnahme umgesetzt oder ein Prinzip als Leitqualität des Lebens vertreten wurde. Die Fragen des zweiten Schrittes müssen nun in aktualisierter Form beantwortet werden:

1. Wie kann meine Zielgruppe jetzt ihre Umgebung erleben?
2. Wie kann sie sich jetzt in ihren Handlungen fühlen?
3. Mit welchem Gedanken spielt sie jetzt?
4. Wie kann sich jetzt meine Zielgruppe sehen?

Der in seiner Vollständigkeit prinzipiell aufwendige Vorher-Nachher-Vergleich erfordert ein hohes Maß an Konzentration und Präsenz des Redners bei seinem Thema. Aber schon das spontane Herausgreifen eines der vier Aspekte reicht aus, um die Veränderung der Figuren deutlich zu machen. Es genügt, den Zuhörern auf diese Weise zu verdeutlichen, daß etwas Wesentliches geschehen ist.

Die Technik des Vergleichs ist mit dieser Vorgehensweise leicht zu erlernen, zumal der Abruf einer ursprünglichen und nun veränderten Charakterisierung in der Regel in der geschützten Zeit der letzten Minute erfolgen sollte. Der Redner kann also die Veränderung der Charakterisierung seiner Zielgruppe in Folge ihres Lernprozesses unbehelligt vor gegnerischen Angriffen vollziehen. Die Wandlung zeigt, daß seine Rede ein Stück weit den Charakter einer Geschichte erhalten hat.

Formalisierung des 12. Stufenarguments:

»Z verändert sich, weil sie sich für I* entschieden hat.«

Die verwendeten Ausdrücke »verändert« und »entschieden« sind Bezeichnungen für die 12. bzw. 11. Stufe, »I*« ist ein beliebiger, sinngebender Inhalt.

77 Wie bereits im Kontext »Debatte« beim 2. Stufenargument in einer Fußnote erwähnt, spreche ich aus Gründen der besseren Lesbarkeit nur von »Zielgruppe«, obwohl es auch Einzelpersonen gibt, die aber eher selten als Akteure einer Motion gesetzt werden.

13. »aufgeben«

Das 13. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 13 »aufgeben« mit Stufe 12 »sich verändern«

Definition:

Unter »aufgeben« können wir die Offenheit verstehen, das eigene Leben in seiner Endlichkeit mit sofortiger Wirkung zu akzeptieren.

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um aufgeben zu können, ist die Bereitschaft und Fähigkeit, sich zu verändern.

Begründung:

Der Tod ist die größte Veränderung, die wir Menschen kennen. Über ihn und die Frage, ob es etwas nach ihm gibt, gehen die Auffassungen auseinander. Doch unabhängig von ihrer Spezifik⁷⁸ bleibt der Kontrast zwischen einer irdischen Erfahrung und dem Jenseits, dem Nichts oder einer anderen Lebensform unsagbar groß. Die Bereitschaft, den Tod anzunehmen und damit zu einer wie auch immer gearteten Glaubenshaltung ihm gegenüber zu gelangen, ist der Wille und die Fähigkeit, sich selbst ständig zu verändern. Denn damit wird der Tod in das eigene Leben integriert und zum ständigen Begleiter.

Kontext Übergangskreis Die Erfahrung der persönlichen Veränderung durch den Vergleich der Sinneswahrnehmungen schult die Veränderlichkeit an sich, denn die Tätigkeit der Sinne ist einem ständigen Wandel unterworfen, zu dem auch das Denken gehört⁷⁹, wo wir dies ebenso eindrücklich erfahren können. Jede Schulung der körperlichen Selbstwahrnehmung oder der Achtsamkeit zielt auf die Stabilisierung einer positiven Wahrnehmungshaltung. So schöpft die Akzeptanz des Todes ihre Kraft aus der schützenden Erfahrung des eigenen Spürens.

Um diese Stufe zu betreten, klärt der Lehrer zunächst die grundsätzliche Einstellung des Schülers zu Tod und Sterben. Hat er in der Familie oder anderswo schon einmal einen Menschen sterben sehen? Wie hat er sich dabei gefühlt? Glaubt er, daß es etwas danach gibt? Wäre er grundsätzlich bereit, sein Leben aufzugeben, wenn es so kommen sollte, oder gibt es noch etwas, was er unbedingt tun oder beweisen möchte?

78 Also unabhängig davon, ob jemand als Christ das Leben als Jammertal erlebt und auf das Paradies hofft; oder ob er als Atheist das Diesseits akzeptiert, aber an kein Jenseits glaubt; oder ob er als Buddhist das Leben in seiner Veränderlichkeit betrachtet und an eine Reinkarnation nach dem Tod in eine andere Lebensform glaubt.

79 Vgl. Hans Jürgen Scheuerle (1984).

Dann wird ihm die dritte Abendübung erklärt und mitgegeben. Sie dient dem Aufgeben gemachter Erfahrungen, welcher Art auch immer, und formalisiert sich mit den einleitenden Worten: »Heute war vielleicht der letzte Tag, an dem ...«. Die Aufgabe des Lernenden ist es, diesen Satz in irgendeiner für ihn sinnvollen und akzeptablen Weise zu Ende zu führen. Dazu gibt es fünf Prinzipien: 1. Das Papierkorbprinzip. Hier füllt man den leeren Raum mit Dingen, die einen belasten. Das können Zahnschmerzen, eine Rechnung, Ärger über einen Kollegen, eine defekte Heizung oder etwas anderes sein. Ein solcher Satz könnte also lauten: »Heute war vielleicht der letzte Tag, an dem ich wegen Schmerzen zum Arzt gehen mußte.« 2. Das Revue- passieren-lassen-Prinzip: Hier werden Inhalte verarbeitet, die einfach zum Alltag gehören, aber nicht unbedingt belastend sind. Das kann zum Beispiel ein Gang zum Bäcker sein, ein Gespräch mit der Nachbarin, das Schreiben einer E-Mail oder etwas anderes sein. 3. Das Gaga-Prinzip: Wenn einem nichts einfällt, kann man es verwenden, um bedeutungslose Vorkommnisse im Alltag in die Übung zu integrieren: »Heute war vielleicht der letzte Tag, daß ich an einer Straßenlaterne vorbeikam«, ist hierfür ein Beispiel. Andere Inhalte können auch Dachziegel, Hauswände oder beliebige nichtige Inhalte sein. Die beiden weiteren Prinzipien sind mit Vorsicht zu behandeln und erst nach einiger Übung mit den anderen auszuprobieren. 4. Das Eros-Prinzip: Hier werden geliebte Personen, Gegenstände oder Handlungen nach dem obigen Muster einbezogen, z.B. der Partner, ein Klavier oder ein Spaziergang. Also beispielsweise: »Heute war vielleicht der letzte Tag, an dem ich mit ... zusammen war.« 5. Das existenzielle Prinzip: Hier geht es um Sinneserfahrungen, die zum Leben gehören: Hören, Riechen, Sehen, Fühlen, Atmen. Beispiele, die unter die Haut gehen, bevor man sich daran gewöhnt hat: »Heute war vielleicht der letzte Tag, an dem ich sprechen konnte.« Oder: »... mich bewegen konnte.«

Die Pädagogik dieser Übung mit ihren fünf Prinzipien ist überall gleich: Der Schüler sucht freiwillig nach Beispielen, die ihm das Aufgeben erleichtern. Er kann intuitiv solche Beispiele aus nur einem oder mehreren Prinzipien nehmen; wenn er kann, steht es ihm frei, auch eigene Prinzipien zu erfinden. Die Wirkung der Übung besteht jedes Mal darin, daß er allein durch die Wiederholung des Satzanfangs bis zum Komma, das den ersten Teil des Satzes darstellt, mehr und mehr lernt, das Aufgeben zu akzeptieren und sich daran zu gewöhnen. Dabei ist es unwichtig, wie er den freien Teil des Übungssatzes nach dem Komma ausfüllt. Wichtig ist nur, daß er am Ende seine selbstbestimmte Gestaltung verteidigen kann.

Es ist ratsam, ihm so viele Beispiele zu geben, wie er braucht, um den Tag aus seiner Sicht zu beschreiben. Eine Handvoll Beispiele reicht jedoch aus, um ein symbolisches Bewußtsein für den Tod zu schaffen. Ebenso wird ihm empfohlen, bei Interesse die Übung zusätzlich einmal als Leitthema für einen Tag bis zur nächsten Sitzung auszuprobieren.⁸⁰ Dann aktualisiert sich die Formulierung für die Übung während des Tagesablaufs in: »Dies ist vielleicht der letzte Moment, daß ...«.

Grundsätzlich ist der Abend für die Übung günstig, denn in der Philosophie wird der Schlaf gelegentlich als der kleine Bruder des Todes bezeichnet.⁸¹ Wer vor dem Einschlaf-

80 Vgl. dazu die notwendige Änderung in der Tagesvorbereitung ab Stufe 11 »sich entscheiden«, siehe dort »Kontext Übergangskreis«.

81 Vgl. »Die Geschichte des Todes« des französischen Historikers Philippe Ariès (1980: 35–37).

fen einen klaren Kopf bewahren will, überläßt die Verarbeitung der Tageserlebnisse nicht seinen Träumen oder den physikalisch-chemischen Prozessen im Gehirn. Insofern kann die Übung als eine besondere Form der Karthasis, des Sich-frei-Sprechens, angesehen werden. Gelassenheit ist ein anderes Wort für ihr Ziel.

Kontext Evolution Während Organismen der einfachsten Art, die Einzeller, praktisch unsterblich sind, unterliegen mehrzellige Lebewesen Alterungsprozessen und der Sterblichkeit. Letztere können ihr Erbgut durch Fortpflanzung weitergeben und so ihre Lebensform erhalten. »Solange am Ende nur genügend Nachkommen existieren, die ihrerseits wieder Nachkommen zeugen können«, schreibt der Verhaltens- und Neurobiologe Jochen Oehler (2005: 133), ist der Tod aus biologischer Sicht »unbedeutend und unterliegt keinem Werturteil.« Dies gilt auch für den Menschen, der als Vielzeller ein hochkomplexer Organismus ist.

Gleichwohl hat die Erfahrung des Todes die Menschen vermutlich seit frühester Zeit sehr bewegt. Ich möchte zwei Autoren ausführlich zitieren, weil sie m. E. dafür sehr treffende und einfühlsame Worte gefunden haben. So schreibt der Biologe Edward O. Wilson (2013):

»Irgendwann in der späten Altsteinzeit begann der Mensch über seine eigene Sterblichkeit nachzudenken. Die frühesten bekannten Begräbnisstätten, die Zeichen der Ritualisierung tragen, sind 95000 Jahre alt.⁸² Damals (oder schon früher) müssen die Lebenden gefragt haben: Wohin gehen diese Toten? Die Antwort hätte für sie dann auf der Hand gelegen. Die Gefangenen lebten weiter und besuchten die Lebenden regelmäßig wieder – in ihren Träumen. Die verstorbenen Verwandten lebten in der Geisterwelt der Träume und noch lebendiger in den durch Rauschmittel induzierten Halluzinationen, gemeinsam mit Verbündeten, Feinden, Göttern, Engeln, Dämonen und Ungeheuern. Ähnliche Visionen ließen sich, wie spätere Gesellschaften herausfanden, auch durch Fasten, Erschöpfung und Selbstquälerei heraufbeschwören. Heute wie damals verläßt das Bewusstsein jedes Menschen im Schlaf den Körper und tritt in die Geisterwelt ein, die in der neuronalen Brandung seines Gehirns auftaucht« (317–318).

Fügen wir zunächst ohne weitere Kommentierung die Worte des Archäologen Vere Gordon Childe (1959) in einem weiteren längeren Zitat an:

»Angesichts der furchterregenden Tatsache des Todes, dessen Verheerungen ihre einfachen Gemüter in Erregung versetzten, waren die tierisch aussehenden Menschen zu phantasievолlem Denken aufgerüttelt worden. Sie wollten nicht an das vollständige Aufhören des irdischen Daseins glauben, sondern stellten sich dunkel eine Art Fortdauer vor, bei der die Toten noch immer stoffliche Nahrung und Geräte nötig hätten. Diese ergreifende und doch wirkungslose Betreuung der Toten, die auf diese Weise so

82 Einen Beleg für diese Annahme sieht der Verfasser in einem Grabungsfund aus dieser Zeit »von dreißig Individuen in der israelischen Qafzeh-Höhle [...]. Einer der Toten, ein neunjähriges Kind, wurde mit gebeugten Beinen und einem Hirschgeweih in den Armen bestattet. Allein schon diese Anordnung verweist nicht nur auf ein abstraktes Todesbewusstsein, sondern auf eine Form existentieller Angst. Bei zeitgenössischen Jägern und Sammlern ist der Tod ein Ereignis, das mit Hilfe von Zeremonie und Kunst bewältigt wird« (2013: 333).

früh bezeugt wird, ist dazu bestimmt, eine eingewurzelte Gewohnheit des menschlichen Verhaltens zu werden, die zu solchen Wundern der Baukunst wie den Pyramiden und dem Taj Mahal⁸³ die Anregung gegeben« (60–61).

Die beiden Zitate zeigen, daß die Menschen im Neolithikum den Tod als Durchgangsstadium zum Weiterleben betrachteten. Aus der Angst vor dem Tod entstand die Phantasie. Die zunehmende Einsicht in die Unausweichlichkeit des irdischen Todes veranlaßte privilegierte Menschen, sich schon zu Lebzeiten auf ihren Tod vorzubereiten. Die Ritualisierung bestimmter Handlungen führte zu einer Festschreibung und Hervorhebung ihrer Bedeutung. Sie stand prinzipiell allen offen. Nicht nur Herrscher, die später Götter darstellen wollten, Fürsten oder Könige, sondern auch arme Leute konnten sich ein Begräbnis leisten und mit Beigaben auf ein Leben nach dem Tod hoffen. Trauergesänge, Zaubersprüche und kultische Beigaben bestätigten den Wandel, der sich im Abschied vom Leben zeremoniell manifestierte.

Als motivierende Elemente für die stärkere Ausformung seiner Todesphantasien vermute ich aber vor allem zwei Veränderungen im neolithischen Leben des homo sapiens: Zum einen war ihm die Beobachtung der sich wandelnden Natur nun besser möglich, da sie vom festen Standpunkt seiner Siedlung aus erfolgte. Diese erschien ihm zwar immer noch manchmal bedrohlich, aber sein technisches und magisches Repertoire wuchs, um sich praktisch und im Glauben vor einer Vernichtung durch sie – etwa durch eine ausbleibende Ernte oder eine Hitzeperiode – zu schützen. Der Mensch dieser Zeit erkannte, daß er selbst veränderbar war, d.h. daß er auf unvorhergesehene Schicksalsschläge der Natur reagieren konnte. Auf der anderen Seite erlebte er ein wohl noch nie da gewesenes Gefühl, Schöpfer der Dinge zu sein⁸⁴: Er war es, der durch intensive Pflege Pflanzen zum Wachsen bringen konnte, die er später verzehrte, um zu leben, und er war es auch, der Keramik herstellen konnte, die überdauerte. Das war eine andere Einsicht als die vorherige: Sie zeigte ihm, daß nicht nur die Natur sich verändern konnte, sondern daß er selbst durch sein Eingreifen die Natur verändern konnte. Kurz: Der Bauer begriff die Veränderbarkeit seines Lebens.

Dieses Bewußtsein der Veränderbarkeit prägte sein tägliches Handeln und Tun, denn die ständige Arbeit zeigte, daß eine gezielte Veränderung möglich war. Deshalb konnte er, glaube ich, leichter als in nomadischen Zeiten das Ereignis des Todes, das er als Wandlungserfahrung verstand, sinnvoll in sein Leben integrieren: Er entwickelte mythische Glaubensvorstellungen über die Natur und sein Eingreifen in sie. Diese Phantasiegebilde, wie ich sie nennen möchte, wurden von Menschen, für die sie innere Gewissheiten darstellten, repräsentiert und in Gruppen verbreitet. Sie nahmen die Form von Ritualen als gemeinschaftliche Praktiken an und bildeten im Laufe vieler

83 Ein sehr frühes und seltenes Beispiel für die künstlerische Darstellung der Sterblichkeit des Menschen ist die sogenannte »Schachtszene« aus der Höhle von Lascaux, auf die der prähistorische Archäologe Hansjürgen Müller-Beck (2004: 95) hinweist und die aus der jüngeren Altsteinzeit, also aus der Zeit von ca. 36.000 – 19.000 v. Chr. stammt.

84 Vgl. hierzu Vere Gordon Childe (1959).

Generationen Systeme, die wir später⁸⁵ als Religionen⁸⁶ bezeichnen werden. Als solche sind sie komplex, denn sie geben Antwort auf die Fragen: »Woher kommen wir und wohin gehen wir?« Und: »Wie können wir das Leben meistern?«

Damit waren sowohl die Todesfurcht als auch die Sinnlosigkeit des Lebens gebannt, und der Umgang mit den quälenden Ängsten vor der Veränderlichkeit des Lebens hatte eine neue Stufe erreicht, die durch imaginative Kräfte gekennzeichnet war, die weit über die früheren antizipatorischen Fähigkeiten zur Vorbereitung von Jagdszenen und zur vorausschauenden Bestellung des Feldes hinausgingen. Sie waren auch jenen kreativen Fähigkeiten überlegen, die praktische Erfindungen hervorbrachten, die die Arbeit auf dem Land und im Haus erleichterten.

Kontext Debatte Grundsätzlich übt sich jeder Debattierende im »Aufgeben«, indem er sich den Regeln des Sports unterwirft: Eine ausgeloste Meinung muß vertreten werden, auch wenn sie der eigenen nicht entspricht. Tatsächlich geht der Redner hier den Weg zur größtmöglichen Weltoffenheit, denn er führt über den Verzicht der eigenen Meinung. Aber dieser Weg ist auch ein Spiel, das mit klar erkennbaren Übungszwecken aufwartet. Das herkömmliche Ich des Menschen hingegen hat eine Meinung, die sich gebildet hat und sich nicht ständig widerspricht. Der Sport will mitunter das vertreten, was die Disziplin der Philosophie an den Universitäten lehrt: Es ist nicht möglich, eine einzige Wirklichkeit zu erfassen, weil sie als eine unter vielen existiert. Wirklichkeiten können daher nur durch Theorien beschrieben werden.⁸⁷

So zeigt ein Redner auch Besonnenheit, wenn er gegen Ende seiner Rede eingesteht, daß für die angestrebten Veränderungen auch Opfer von seiner Zielgruppe oder anderen Personengruppen zu erbringen sind; wenn er nicht selbst schon zur ersteren gehört und damit Bereitschaft zur Aufgabe signalisiert. Es ist in diesem Sinne einsichtig, daran zu erinnern, daß keine absoluten Endzustände erreicht werden können. Alle Zustände sind nur Übergangszustände, die das Gewand der Vollkommenheit abgelegt haben. Solche Momente einer Debatte zeugen von Demut und appellieren bei allem Streit zwischen den Parteien an die Weisheit lebenserfahrener Menschen, in die sich auch ein Debattierer hineinversetzen kann.

Verzicht als Fähigkeit zur persönlichen Reifung zeigt sich negativ in der Überheblichkeit mancher Debattierer. Sie zählen sich zur Elite, weil sie für ihre Leistungen, zu denen sie ihr sportlicher Ehrgeiz treibt, weltweite Anerkennung finden. Das ist bewundernswert, aber auch fragwürdig. Denn wenn sie vergessen, sich für einen Schlafplatz bei einem lokalen Turnier bei ihren Gastgebern zu bedanken, stoßen sie diese vor den Kopf. Heroisch klüger zu sein als die anderen in einem Denk- und Redenspiel zeigt auch nicht, daß man viel vom Leben versteht. Freilich ist das im dritten Lebensjahrzehnt, in dem sich die meisten Debattierenden befinden, so einfach auch nicht möglich. Vielleicht manifestiert sich in der Arroganz mancher Debattierer aber auch nur der altersbedingte

85 Vor allem ab dem 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/6._Jahrhundert_v._Chr; aufgerufen am 18.01.2024.

86 Die Wurzeln der Religionen, die wir in der Vorgeschichte des homo sapiens vermuten können, verbleiben »weitgehend im Dunkeln« (Hierzenberger (2003: 33).

87 Vgl. Niemann (2004: 410).

Wille, über den Dingen zu stehen und diesen Standpunkt in der Debatte mit aggressiven Mitteln zu verteidigen, egal auf welcher Seite man im Sport per Losentscheid steht. Kurzum: im Verharren in kindlichem und entkörpertem Größenwahn.

Dennoch bleibt zu würdigen: Das hohe Veränderungspotential für die Persönlichkeitsentwicklung beginnt bei jedem Redner, der sich dem Für und Wider der Debatte stellt. Seine Reifung endet aber dort, wo die existentielle Ebene dieses Sports: – die Nichtung des Ichs – nicht gesehen und entsprechend reagiert wird. Ich habe in zehn Jahren nur eine einzige Rede gehört, die lehrte, ohne zu belehren, und in der die Stimme des Redners eine Mischung aus aggressiver Klarheit und mitfühlender Verletzlichkeit zeigte. Bezeichnenderweise ging es um die Strafbarkeit der Judenvernichter.

Formalisierung des 13. Stufenarguments:

»Z kann I* aufgeben, weil sie sich verändert hat.«

Die Stufenbezeichnung »aufgeben« der Leitqualität 13 wird mit »sich verändert« als Ausdrucksweise für die Stufe bzw. Leitqualität 12 begründet.

14. »gewichten«

Das 14. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 14 »gewichten« mit Stufe 13 »aufgeben«

Definition:

Unter »gewichten« können wir die Fähigkeit verstehen, das Wichtigste an einer Handlung oder in einem Ereignis benennen zu können, unabhängig davon, ob es sich um einen längeren Prozess oder nur um den Augenblick eines Geschehens handelt.

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um klar gewichten zu können, ist die Offenheit, Beziehungen im Leben aufzugeben.

Begründung:

Das Todesbewußtsein ist die Klarheit darüber, daß wir alle eine biologisch begrenzte Lebenszeit haben. Zugleich ist es das Eingeständnis, daß wir jederzeit sterblich sind: Ein Unfall, eine Krankheit oder eine Katastrophe können unser Leben beenden. Unvorhergesehen kann jede Existenz ausgelöscht werden. Wer dies als Mensch offen annehmen kann, steht an der Schwelle zu einer neuen Stufe. Denn nun kann er sich bewußt fragen, welche Werte ihm am wichtigsten sind. Wenn Menschen Haus und Hof verlassen müssen, weil sie im Krieg oder vor einer Katastrophe fliehen müssen, dann versuchen sie, die Dinge mitzunehmen, die ihnen am meisten bedeuten. Wenn ihnen das nicht möglich ist, tragen sie diese als Erinnerung in ihrem Herzen.

Kontext Übergangskreis Nachdem der Lernende die Stufe des Aufgebens alltäglicher Ereignisse verlassen hat, stellt er sich die Frage: »Was war mir heute das Wichtigste gewesen?« Jede Antwort wird damit auf der existentiellen Grundlage einer existentiellen Nichtung des eigenen Selbst gegeben.⁸⁸ Daher ist die Antwort von hoher Bedeutung, die viele Nebensächlichkeiten absorbiert, Unverzichtbares marginalisiert, aber auch belastend Erlebtes zur Seite stellt.

In der Beantwortung dieser Gewichtungsfrage kulminiert die Abwägung von Werten, die möglichen Ereignissen oder Handlungen innewohnen. Es scheint dabei dem Menschen nicht möglich zu sein, angesichts des Todes die eigenen Lebenserfahrungen negativ zu bewerten.

Die Antwort auf die Frage nach der Gewichtung nenne ich einen Bericht.⁸⁹ Er muß einer Stufe zugeordnet werden, um die letzte Stufe betreten zu können. Die Fähigkeit, Dinge oder Prozesse zu klassifizieren, ist eine hohe Kompetenz und ihre Notwendigkeit ist in jedem Fach vertreten. Aus diesem Grund muß sie mit dem Lernenden während der Sitzung geübt werden. Dazu ist zu bemerken: Jeder Bericht hat ein Schlüsselwort, das von Bericht zu Bericht unterschiedlich sein kann, aber immer an der gleichen Stelle steht. Es wird mit der Formulierung »Das Wichtigste für mich war heute gewesen, daß ich...« eingeleitet. Das Schlüsselwort ist nun das erste Wort⁹⁰, das nun folgt. Das ergibt sich aus der logischen Struktur des Bewußtseins. Denn wenn jemand nach einem »Bericht« gefragt wird, nennt er nach einigem Nachdenken in der Regel das Wichtigste zuerst. Die erste Nennung im Bericht ist also gleichzeitig die wichtigste. Jeder Bericht hat also nur ein Stichwort. Lautet die Antwort also »ich habe mit x gesprochen«, so ist x das Schlüsselwort, unabhängig davon, welche Inhalte noch folgen. Im Anhang findet sich eine Liste solcher Schlüsselwörter, die ich im Laufe der Jahrzehnte im beruflichen Kontext gesammelt habe. Eine solche Liste wird der Student am Anfang zur Hand nehmen, um die Frage nach der Gewichtung zu beantworten. Das macht das Üben einfacher, aber bisher hat sich Folgendes gezeigt: Die meisten Berichte stammen aus den Stufen eins bis zehn, so daß eine Kenntnis der anderen vernachlässigbar ist. Regelmäßig werden die Stufen sieben »akzeptieren« und vier »begrenzen« am häufigsten betreten. Hier zeigt sich, daß Beziehungen und Ordnungen für die Menschen wohl am wichtigsten sind.

Zugegebenermaßen ist diese Stufe anspruchsvoll, aber das Denken in Abwägungen ist nicht nur in der Entwicklung, sondern auch im Alltag von großer Bedeutung. Dem Lernenden steht es frei, seine Gewichtungen dort probeweise als Leitthema für einen Tag zu aktivieren, indem er sich situationspezifisch die Frage stellt: »Was ist jetzt das Wichtigste?« Er wird vermutlich aufschlußreiche Antworten erhalten.

88 Man kann sich diese Frage stellen, auch ohne vorher methodisch aufzugeben, aber man wird sehr wahrscheinlich feststellen, daß es einer sehr aufwendigen Sortierarbeit bedarf, um zu einer klaren Antwort zu kommen.

89 Dies hat methodische Gründe: Da es bereits »die vier Antworten« der zweiten und zwölften Stufe gibt, möchte ich die Terminologie hier nicht wiederholen, sondern der Einfachheit halber von »Bericht« sprechen.

90 Wörter wie »mit« oder »unter« sowie Artikel wie »der« werden außer Acht gelassen.

Kontext Evolution Bevor sich die Religionen im 6. Jahrhundert v. Chr. ausbreiteten, gab es Vorformen, die zeitlich auf die Dauer der Hochkulturen begrenzt waren und heute nicht mehr existieren. Hier ist vor allem Sumer, der südliche Teil Mesopotamiens, zu nennen, da hier ca. 5000 v. Chr. die Schrift erfunden wurde, in der die Gedanken der Menschen dokumentiert wurden. Für unsere Gewichtung ist hier die Schöpfungsgeschichte von Enki und Nammu⁹¹ interessant, in der von der sogenannten ME berichtet wird. Dazu heißt es bei Wikipedia:

»Die Sumerer glaubten, dass nach Erschaffung der Götter die Schöpfung des Menschen durch das Aussprechen der *göttlichen Worte* vollzogen wurde. Für die Weltordnung wurden die ME erstellt: eine Sammlung unumstößlicher Regeln und Gesetze, die aus der göttlichen Weisheit heraus entstanden, da sonst das *Chaos* drohte und der Mensch dem Untergang geweiht war.«^{92,93}

Das ME ist eines der ersten schriftlichen Zeugnisse aus der Mitte des Neolithikums, das zeigt, welche Antwort sich Menschen einer Hochkultur auf die Frage gegeben haben: Was sind die wichtigsten Regeln zum Überleben? Die Listen sind Berichte aus einer vom Tod bedrohten Welt, und ihr Anspruch auf Allgemeingültigkeit deutet darauf hin, daß die Lebensauffassung in Sumer mit dem Leben aller Menschen in der damaligen Welt gleichgesetzt wurde. Deshalb erscheinen sie in der Schöpfungsgeschichte von Enki und Nammu auf Tafeln buchstäblich in Stein gemeißelt, lange bevor Moses auf dem Berg Sinai die Gesetze Gottes auf eine Tontafel schrieb. Und sowohl die sumerische als auch die hebräische Mythologie erzählen von einer von Gott gesandten Sintflut, die alle vernichten sollte, die sich der Ordnung widersetzen.⁹⁴

Während sich die Erzählungen des ME an die gesamte Menschheit und die des Moses an die Gottesgläubigen richteten, waren die Pyramidentexte des Alten Ägypten an eine kleine Gruppe von Priestern adressiert: Sie sollten dem verstorbenen und eingäscherten Pharao ein Weiterleben »nach Art irdischer Verhältnisse« (Steinwede/Först 2005: 25) sichern, indem sie die Rituale eines Totenkultes praktizierten. Auch hier zeigte sich, wenn auch auf andere Weise, daß das Einhalten einer Ordnung das Weiterleben ermöglichte.

Sicher ist mit diesen schriftlichen Zeugnissen, daß die evolutionäre Gewichtungsfrage: »Was muß ich tun, um zu überleben?« nun bewußt geworden war und ihre Beantwortung nicht mehr einem rein instinktiven Trieb überlassen wurde, wie wir ihn vielleicht noch bei nomadischen Menschen finden. Jahrtausende später taucht die klärende Frage in leicht abgewandelter Form wieder auf: »Was ist das Wichtigste zum Überleben?« Doch an ihrem Ursprung hat sich nichts geändert: Die Angst vor dem Tod beherrscht nach wie vor das Leben der Menschen, auch wenn sie heute durch die Befolgung der wichtigsten Regeln für eine Lebensordnung gebannt zu sein scheint.⁹⁵

91 https://de.wikipedia.org/wiki/Enki_und_Nammu; aufgerufen am 23.01.2024.

92 https://de.wikipedia.org/wiki/Sumerische_Religion; aufgerufen am 23.01.2024.

93 Vgl. auch »Der Brockhaus: Mythologie« (2010).

94 <https://de.wikipedia.org/wiki/Sintflut>; aufgerufen am 23.01.2024.

95 Der Psychoanalytiker Hans Kunz vermutet in seiner Untersuchung über die anthropologische Bedeutung der Phantasie (1946), »daß sich im unbetretbaren Ursprung des Denkens der mögliche Tod bekundet und so den Menschen zum Platzhalter des Nichts macht« (309).

Kontext Debatte Die zeitliche Begrenzung in allen relevanten Bereichen einer Debatte (Vorbereitung, Rede und Auswertung) macht es notwendig, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Die Analyse des Themas muß schnell zum Kern kommen, aber wo liegt dieser?⁹⁶ Jede Rede sollte nur ein oder zwei Punkte behandeln, aber welche sind für das Thema relevant? Am Ende muß immer zusammengefasst werden, aber was ist das Wichtigste, was der Redner dem Auditorium mitteilen wollte oder was der Juror den Rednern in seiner Bewertung sagt? Das Wichtigste ist der Kern einer Aussage, die viele wichtige Aspekte enthalten kann.

Auf allen Stufen haben wir es aber mit Wörtern zu tun, die einen mehr oder weniger spezifischen Bedeutungscharakter haben. Diesen zu entschlüsseln, ist für die Gliederung einer Rede, ihren Rückblick und ihre Bewertung relevant. Diesen wichtigen Vorgang darf man nicht dem Zufall überlassen, wenn man in der Debatte lernen will. Erfahrung ist wichtig, aber noch mehr ist es notwendig, über die Sprache nachzudenken. Man könnte behaupten, jedes Thema erfordere die Individualität seiner eigenen Denkfiguren. Aber das stimmt nicht. Denn dann müsste man sie immer wieder neu erfinden. So gibt es Wortbedeutungen, die sich zu festen Argumenten aufbauen lassen. Für den fortgeschrittenen Redner ist es immens wichtig, solche Wortbedeutungen zu erkennen, denn sonst redet er in einer kontroversen Sprachsituation ständig an seinem Gegenüber vorbei und kann nicht in die Tiefe einer Debatte eindringen.

Der Übergangskreis bietet ein spezifisches, entwicklungsbezogenes Sprach- und Wortverständnis. Er ermöglicht es dem Redner, Gewichtungen vorzunehmen, die ihm im obigen Sinne helfen, den Kern eines Themas zu treffen, seine Rede zu strukturieren und am Ende die Essenz seines Vortrags seinen Zuhörern zu vermitteln. Das alles kann man lernen, und wie das von sich geht, wird im fünften Kapitel »Konzept« gezeigt. Vorab sei hier bemerkt, daß es für die 15 Stufen des Übergangskreises zahlreiche Schlüsselwörter gibt. Ganz konkret wird es in der letzten geschützten Redezeit, wenn der Referent die Gewichtungsfrage stellt: »Das Wichtigste, was ich euch sagen wollte, war...«. Die Antwort macht ihn auch in seiner Person konkret und er verkörpert in seinem Satz die stärkste Wirkungskraft der vorangegangenen Minuten. Der Vorteil eines solchen Vorgehens liegt in der m. E. unübersehbaren Tatsache, daß mit der Themenstellung und der anschließenden Analyse ein prinzipiell unvorhersehbarer dynamischer Prozess beginnt, der von allen Beteiligten ein hohes Maß an Kompetenz erfordert, weil eine große Flut von Informationen aufgenommen und verarbeitet werden muß. Mit dem Erkennen der stufenspezifischen Bedeutung des Stichwortes kann nun geordnet werden, was im Verlauf der Debatte an Bedeutungen hin und her geworfen wurde.

Die Frage der Gewichtung wird von reflektierten Rednern, aber auch ohne Kenntnis des Übergangskreises gestellt. Denn es ist eine gängige Methode der Überzeugungskunst, den Zuhörern das Denken zu erleichtern, indem man ihnen Wege dazu aufzeigt. Der erste Schritt besteht darin, zu sagen, was wichtig ist, gefolgt von den zentralen Informationen. Der zweite Schritt reduziert das Denken über eine Sache auf einen Inhalt: das Wichtigste des Gesagten als seine Essenz. Die Klarheit dieser Information erleichtert es den Zuhörern, der Gegenpartei und den Juroren, das Gemeinte zu erfassen bzw.

96 Auf die dafür notwendige Kenntnis eines Schlüsselwortes werde ich in Kapitel 5, Abschn. »Schlüsselwörter und ihre Zuordnung«, eingehen.

einen Redner für das, was er gesagt hat, verantwortlich zu machen. Betrachten wir den Juror: Zwei Parteien, die sich gegenüberstehen, stehen vor der Aufgabe, das Notwendige zu sagen, um einen Juror als Vertreter des Publikums zu überzeugen. Da Debatten von der Abwägung stichhaltiger Argumente leben, bedeutet dies für den Juror eine hohe Belastung. Denn für eine knappe Stunde hat er die Rolle des neutralen Zuhörers eingenommen, der nur dem Ideal der Glaubwürdigkeit und Logik verpflichtet ist. Nun gilt es, ein gerechtes Urteil zu fällen, das die noch emotional erregten Gemüter mit Fairness beruhigt. Insofern ist es nur gut, wenn die Redner die Gewichtungsfrage am Ende ihrer Rede sich selbst stellen und sie für den Juror beantworten.

Werfen wir einen Blick auf alle Redner: Der Kosmos der Themen, den niemand beherrscht, lässt die Guten unter ihnen heute glänzen und morgen verlieren. Die Sterne leuchten nicht immer für alle. Wer damit leben will, kann sich gelassen sagen: »Es war nur ein Spiel, und das ist jetzt vorbei.« Ob Sieg oder Niederlage, die persönliche Abwägungsfrage: »Was war für mich das Wichtigste?« ist jetzt angebracht. Denn ihre schlichte Beantwortung wird zum zentralen Ausgangspunkt für das weitere Lernen.

Formalisierung des 14. Stufenarguments:

»Z betrachtet I* als das Wichtigste, weil sie I* aufgegeben hat.«

Die Formulierung »das Wichtigste« ist eine Ausdrucksweise für die 14. Stufe »gewichten« und »aufgegeben hat« steht für eine der darunterliegenden 13. Stufe.

15. »fortführen«

Das 15. Stufenargument

Struktur der Begründung von Stufe 15 »fortführen« mit Stufe 14 »gewichten«

Definition:

Wir können unter »fortführen« die Orientierung an einer Leitqualität verstehen, die als Wegweiser für die Kontinuität einer Entwicklung dient.

Behauptung:

Die wichtigste Voraussetzung, um einen täglichen Wegweiser finden zu können, ist, die Antwort auf die Frage: »Was war mir heute am wichtigsten?« auf einer Stufe des Übergangskreises zu verorten.

Begründung:

Der Übergangskreis ist ein Modell, das Entwicklungen in Stufen unterteilt. Das Betreten seiner Stufen erfordert eine Zentrierung des Bewusstseins durch Übungen. So werden ständig Informationen aufgenommen und verarbeitet. Die abendliche Antwort auf die Frage nach ihrer Gewichtung gibt daher Aufschluss darüber, was bis zum Ende des

Tages das Wichtigste war.⁹⁷ Da die Stufen des Konzepts eine Fülle von Informationen nach zentralen Bedeutungsebenen strukturieren, kann jede Antwort einer Stufe zugeordnet werden. Die Antwort ist ein Bericht. Es liegt nun in der Logik des Aufbaus, daß jede Stufe die Voraussetzung für die nächste ist. Damit ist eindeutig ein Entwicklungszusammenhang hergestellt. Der Wegweiser steht deshalb genau eine Stufe vor der Berichtsstufe, weil er so eine stringente Entwicklungsdynamik entfalten kann. Würde er mit der lokalisierten Stufe zusammenfallen, könnte keine neue Information entstehen und das philosophische Diktum »Der Weg ist das Ziel« würde nicht gelten. Würde andererseits der Wegweiser darüber liegen, ginge die Sicherheit verloren, die der Schritt zurück garantiert.

Kontext Übergangskreis Auf der letzten Stufe wird im Übergangskreis der Wegweiser definiert. Seine Funktion besteht darin, den Lernenden auf die Qualität hinzuweisen, mit der er seine Entwicklung am besten fortsetzen kann. Sie ist selbst eine Stufe des Konzepts und liegt immer eine Ebene unter der des Berichts.⁹⁸ Der Lernende orientiert sich am Ende seiner Tagesauswertung an der Aufgabe dieser Stufe.

In der Logik des Konzepts baut jede Ebene auf der vorhergehenden auf. Das ist ähnlich dem Kinde, das versucht, aus Bauklötzen einen hohen Turm zu bauen. Mit seiner Hand stabilisiert es intuitiv diejenige, auf der der oberste Bauklotz steht. In vergleichbarer Weise fördert die sichernde Verstärkung jeder vorhergehenden Stufe das Vorschreiten zur nächsten. Der Wegweiser ersetzt somit den professionellen Berater oder Therapeuten. Es wäre sehr unklug, sich einen Wegweiser zu holen und ihm dann nicht zu folgen.

Deshalb erhält der Lernende die Hausaufgabe, sich mit dem erhaltenen Wissen seinen eigenen Wegweiser zu holen, den er auf seine Sinnhaftigkeit überprüfen kann. Natürlich kann er die Liste der Schlüsselwörter zur Hilfe nehmen, so daß ein schrittweises Zurückgehen möglich ist. In der nächsten Sitzung soll er darüber berichten. War die Prüfung des jeweiligen Wegweisers für ihn sinnvoll, ist das Ende eines Zyklus erreicht, da der Weg der insgesamt 15 Stufen des Übergangskreises vollständig durchlaufen wurde.

Von nun an beginnt die dritte Phase⁹⁹ der Entwicklung: Dem Lernenden wird mitgeteilt, daß ihm nun das Wissen vermittelt wurde, das dem Lehrer selbst zur Verfügung steht und daß er selbst nichts anderes tut, als sich täglich in der Vorbereitung und Auswertung seines Tages zu üben. Da der Schüler nun selbstverantwortlich mit seinen Ent-

-
- 97 Da die Praxis des Übergangskreises im Idealfall die Anwendung einer konstanten Entwicklung ist, ist das Modell als Zyklus konzipiert. Das bedeutet, daß das Ende eines Zyklus durch den Beginn eines neuen Zyklus abgelöst wird und daß die letzte, 15. Stufe des Modells »fortführen« von unten an die 1. Stufe anschließt.
- 98 Wenn also ein Bericht auf der siebten Stufe angesiedelt ist, ist der Wegweiser auf der sechsten Stufe. Erfolgt die Zuordnung zur ersten Ebene, so ist der Wegweiser auf die fünfzehnte Ebene ausgerichtet, da das Konzept zyklisch ist, d.h. die erste Stufe folgt auf die oberste. Daher die Bezeichnung »Übergangskreis«.
- 99 Die erste Phase erstreckt sich von Stufe 1, der Festlegung des Entwicklungsziels, bis zu Stufe 10, sich einigen. Mit der Entscheidung auf Stufe 11, ob er sich seinem Entwicklungsziel angenähert hat, beginnt die zweite Phase mit der Erstellung einer Tagesauswertung, die auf Stufe 15 mit der Aufstellung eines Wegweisers endet.

wicklungswünschen umgehen solle, könne er nun eigenständig ausprobieren, was er von den vermittelten Übungen in seinen Alltag integrieren möchte. Außerdem kann er nun selbst entscheiden, wie oft er üben möchte. Der Therapeut hat für sich seine eigene Entscheidung getroffen, die für den Schüler nicht unbedingt ein Vorbild sein muß. Ziel und Absicht des Behandlers in den beiden vorangegangenen Entwicklungsphasen war es lediglich, dem damaligen Patienten einen Weg aufzuzeigen, wie eine Entwicklung erfolgreich besritten werden kann.

Um den Therapieerfolg zu sichern, wird dem Schüler jedoch angeboten, die Praxis in größeren Zeitabständen weiter zu besuchen, wenn er dies wünscht. Er kann dann über seine weiteren Erfahrungen berichten. Es wird stillschweigend vorausgesetzt, daß er nicht aufhört, sich mit den Stufen zu üben. Es wird ihm empfohlen, morgens und abends mindestens eine Übung zu machen, um einen Rückfall in kindliches Verhalten zu vermeiden. Dieser tritt nach meiner Erfahrung immer dann ein, wenn Menschen abends den Tag mit keiner reflexiven Auswertungsstufe beenden. Darüber hinaus sollte man aber experimentieren, d.h. gerne auch einmal alle Übungen weglassen, wenn es dem Wunsch des Schülers nicht widerspricht, um dann zu entscheiden, ob man sich besser, schlechter oder gleich fühlt.

Natürlich wird der Schüler auch darüber informiert, daß er, wenn er keinen niederfrequenten Kontakt wünscht, sich jederzeit melden kann. Nicht weniger wichtig ist es, ihm zu sagen, daß es immer Probleme und Sorgen geben wird, weil sie in der Natur des Menschen liegen. Aber mit den zur Verfügung gestellten Übungen kann er nach der langjährigen Erfahrung des Therapeuten seine weitere Entwicklung weitgehend erfolgreich steuern. Eine vollständige Kontrolle gibt es natürlich nicht.

Kontext Evolution Die Evolution scheint ihr oberstes Ziel, die Kontinuität ihrer Existenz zu sichern, dadurch zu bewahren, daß sie die immer komplexer werdenden Lebewesen der Natur mit Geist ausstattet. Mit diesem und in seiner ursprünglichen Form artikulieren sie den Wunsch zu überleben und – mit seiner Weiterentwicklung – die Qualität ihrer Existenz zu verbessern. Das Gedächtnis der Evolution ist in jedem Lebewesen von Anfang an verankert. So schreibt der Biologiehistoriker Thomas Junker (2011):

»Die mit Abstand größte Bedeutung für unser Leben hat die Evolution nicht durch den evolutionären Wandel in der Gegenwart, sondern weil alle Lebewesen auf Erfahrungen aus mehr als 3,5 Milliarden Jahren zurückgreifen. Dieses evolutionäre Erbe ist in den Genen gespeichert, und es bestimmt das Leben aller Organismen von der Zeugung bis zum Tod. Dieses evolutionäre Erbe ist in den Genen gespeichert, und es bestimmt das Leben aller Organismen von der Zeugung bis zum Tod« (21).

Die Evolution vollzieht einen »Lernvorgang, der auf reproduktiven Gedächtnisleistungen beruht«, bemerken die Biochemiker Manfred Eigen und Ruthild Winkler (1976: 317). Die DNA als Träger der gespeicherten Informationen ist beim Menschen »drei Milliarden Basenpaare lang« (Ayala 2013: 64) und bei 99,5 Prozent aller Menschen identisch. Der verbleibende Anteil der auf 15 Millionen Basenpaaren gespeicherten Information führt somit zu einer extrem hohen Variabilität in der individuellen Ausprägung, die durch fehlerhafte Kopien der DNA noch erhöht wird. Die beiden amerikanischen Biologen Edgar

O. Wilson und Charles J. Lumsden (1984) können daher mit Blick auf den homo sapiens feststellen: »Der Denkvorgang im Gehirn des heutigen Menschen ist der komplexeste Prozeß auf dieser Erde [...]« (15). Diese enorme Fähigkeit, kognitive Prozesse zu strukturieren, erlaubt es dem homo sapiens, Gewichtungen vorzunehmen, die ihm planerisch ein besseres Leben ermöglichen sollen. Dabei begnügt er sich nicht mehr mit dem bloßen Überleben. Hören wir noch einmal Thomas Junker (1973), der zusammen mit der Evolutionsbiologin Sabine Paul schreibt:

»Auch das *Überleben des Individuums* als solches ist ein wichtiges biologisches Ziel und ist eine notwendige Voraussetzung, um weitergehende Langzeitstrategien überhaupt verfolgen zu können. Aus Sicht der Gene handelt es sich aber nur um ein Mittel zum Zweck. Interessanterweise wird bloßes Überleben im Gegensatz zum Wohlergehen nicht als ein befriedigender Sinn des Lebens empfunden. Seinen sprachlichen Ausdruck findet das Unbehagen mit dieser Art von Minimalexistenz in der Rede von »Dahinvegetieren« (193).

Eine sinnstiftende Orientierung bieten für viele Menschen Religionen, die als komplexe Glaubenssysteme das Leben erklären und bewältigen helfen. Bereits im Neolithikum entstanden in den Herrschaftsbereichen der Hochkulturen mythische Erzählungen, die den Menschen einen Weg zur Sicherung einer Ordnung weisen wollten. Durch die Vorgabe von Regeln wollten sie vor dem Chaos bewahren, und seit der griechischen Antike, wenige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, wendet sich eine entstehende Staatsform mit philosophischen Reflexionen über das Leben an ihre Bürger, die dieses sinnstiftend ordnen wollen.

Da die zunehmende Komplexität bewußtseinsfähiger Systeme einer orientierungsgebenden Strukturierung bedarf, sind für den homo sapiens Wegweiser in Form von Religionen, Mythen, Philosophien und auch individuellen Formen der Spiritualität zu einem festen Bestandteil seines evolutionären Lernens geworden.

Ein Wegweiser begründet sich als Stufenargument mit appellativer Aussage. Im Sinne des »Fortführens« der 15. Zentrierung gibt er eine Richtung vor, der man um der Entwicklung willen folgen sollte. In der vorliegenden Arbeit wurden 15 Wegweiser als hypothetische Denkfiguren für menschliches Handeln identifiziert. Diese Denkfiguren sind eine Anpassung der Zentrierungen meines Übergangskreises an den evolutionären Kontext.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Evolution des Menschen eine zwiespältige Geistigkeit hervorgebracht hat, die kontrastierend auf Schöpfung und Zerstörung ausgerichtet ist. Und auch wenn man die Polarität dieser beiden Orientierungen damit begründet, daß das eine wie das andere nur in dieser Gegensätzlichkeit existieren kann, so ist doch nicht weniger deutlich, daß die entwicklungsfördernden Kräfte in der Abwehr der zerstörerischen Kräfte zu versagen drohen und die Menschheit sich mit eigener Hand selbst abschafft. Der Mensch erscheint als Irrläufer der Evolution.¹⁰⁰ Bei aller Fragwürdigkeit über die Natur und Kompetenz des Menschen möchte ich gerade deshalb Edward O. Wilson (2013) zitieren:

100 Vgl. die Ausführungen im 2. Kap. Abschn. »Evolution«.

»Wenn sich irgendein Schluß ziehen läßt aus dem Bild, das die Wissenschaft von der Menschheit entwirft, dann der, dass unsere Art als Ergebnis ihrer Urgeschichte sowohl in ihren Emotionen als auch in ihrem Denken extrem ideosynkretisch ist« (122).

Die Kontinuität der Evolution schreitet auch ohne den Menschen fort. Denn ihr Geist hat sich längst den Weg gebahnt: Was sich erhalten kann, soll überleben.

Kontext Debatte Der Vortrag endet dort, wo ein neuer Anfang gemacht werden kann. Am Ende einer Rede sollte daher ein Wegweiser stehen, der dem Zuhörer zeigt, wie es weitergeht. Die sinnvolle Veränderung durch eine Maßnahme oder die förderliche Beibehaltung eines Prinzips hat er schon gehört. Die Vorbereitung der Kontinuität kann mit der Gewichtungfrage alleine nicht geschehen. Denn ihre Beantwortung gibt keine Perspektivität. Die Dynamik der Entwicklung benötigt eine Ausrichtung auf die Zukunft. Am Anfang ihres Vortrags haben gute Redner einen »Mechanismus« im Kopf, den sie erläutern wollen. Aber auch sie können den Verlauf einer Debatte nicht vorhersehen. Der Weg entsteht im Gehen. Seine Richtung wird buchstäblich von Ideen bestimmt. Dabei sind dies die eigenen Ideen und die in Form von Fragen der Gegner. Auf sie muß reagiert werden, sonst wird das Vorgetragene ideologisch. Nur der Widerspruch bringt die Debatte voran.

Der Wegweiser sollte der letzte Teil einer Zusammenfassung der Rede sein. Er ist die Antwort auf eine Frage, die man als Aussage formuliert: »Das Wichtigste, was ich sagen wollte, war ...«. Der gesuchte Wegweiser liegt genau eine Stufe unter der Ebene, der man zuvor auf der Stufe »gewichten« die Bedeutung des Schlüsselwortes zugeordnet hat. Da nur der Vortragende diese Frage beantworten kann, muß er aus der Lokalisierung seines Berichtes sehr schnell den Wegweiser für den Abschluß seines Resümees finden. Dies erfordert natürlich viel Übung und sportliche Schnelligkeit. Um das Aufstellen eines Wegweisers zu erleichtern, kann man schon beim Reden mit Stufenargumenten üben, denn sie bauen auf dem gleichen Prinzip auf: Eine Stufe wird immer mit der vorhergehenden begründet.

Der Wegweiser verleiht den Worten des Redners am Ende eine besondere Wirkung. Sie manifestiert sich in einer Weisheit, weil sie wahrscheinlich von den meisten Zuhörern als richtig erkannt wird. Zugleich ist sie authentisch, weil sie die Dynamik des Vortrags auf den Punkt bringt und gleichzeitig dem Zuhörer eine Perspektive für eine weitere Entwicklung bietet, die ihn zufrieden stellt.

Betrachten wir den Prozess des Jurierens: Es läßt sich sagen, daß es nach einer Debatte für die Vortragenden oft tröstlich sein kann, wenn es einem Juror gelingt, ihnen trotz der Niederlage einen Weg aufzuzeigen, auf dem sie sich weiterentwickeln können.¹⁰¹ Dies kann gelingen, wenn sich der Juror in der kurzen Zeit des Rückzugs nach der Debatte fragt, was das Wichtigste an dem war, was er von seinen Rednern wahrgenommen hat. Das ist nicht die Frage nach ihrem jeweils wichtigsten Argument. Würde man die Frage in diese Richtung lenken, käme man nur zu einer voreingenommenen Gewichtung, weil die Fragerichtung nicht offen, sondern spezifisch war. Auch wenn im

101 Beispiele und ausführlichere Hinweise werden im 4. Kap. Abschn. »Wegweiser-Feedback« gegeben.

Sport die Leistung bewertet wird, ist der Zugang zur Bewertung ein anderer, wenn der Bericht eines Jurors den Kern seiner Wahrnehmung trifft.¹⁰²

Wichtig ist hier vor allem: Der Juror gibt dem Vortragenden nur *einen* Rat. Damit wird der Redner von der Aufgabe entlastet, aus möglicherweise mehreren Aussagen des Jurors das Richtige auszuwählen. Es ist hier nicht wie im narrativen Film, wo sehr viele Signale gegeben werden, damit der Zuschauer das Bildmaterial überhaupt versteht. Eine Wegweisung des Jurors genügt, wenn sie sinnvoll ist. Ihre Herleitung erfolgt auf die bereits beschriebene Weise. Sie beansprucht eine weitgehende Logik und ist positiv ausgerichtet. Das ist der psychologische Effekt, der auch die Verlierer einer Debatte ermutigen kann.

Dieser Ansatz unterscheidet sich von der sogenannten Sandwich-Methode¹⁰³ und stellt nicht die Fehlersuche in den Vordergrund, wie sie vom kritischen Rationalismus vertreten wird. Denn Debattieren ist keine Wissenschaft. Nach einer Debatte folgt an einem normalen Vereinsabend die gewünschte Geselligkeit. Auf einem Turnier schließt kurz nach der Jurierung die nächste Debatte an. Gerade vor diesem Hintergrund erscheint ein Wegweiser, der weder Lob noch Kritik, sondern Empfehlung ist, durchaus angemessen. Denn in der Regel ist der Zeitdruck aufgrund der komplexen organisatorischen Abläufe hoch und die mentale Belastung für Juroren und Redner sehr groß. Es gibt es m.E. keinen Grund, Dinge zu tun, die vergleichsweise wenig zu Lernprozessen führen. Auch wenn das Debattieren sportlich gesehen wird. Immerhin bietet noch die Begegnung mit interessanten Menschen einen wertvollen Gegenpol zur Kampfsituation eines Turniers.

Formalisierung des 15. Stufenarguments:

Z ist L* zu empfehlen, weil ihr I* das Wichtigste ist.«

»L* ist diejenige Leitqualität, die eine Stufe unter dem Inhalt »I*« steht, der als Gewichtung über ein Schlüsselwort einer bestimmten Stufe zugeordnet werden kann.¹⁰⁴ »Zu empfehlen« steht als wegweisender Ausdruck für die Stufe 15 und »das Wichtigste« für die Stufe 14.

102 Ausführlicher im 5. Kap. »Explikationen zum Juriervorgang«.

103 Hier wird der Redner zunächst gelobt, dann kritisiert und anschließend wieder gelobt. Auch wenn das Lob inhaltlich nur wiederholt wird, werden hier zwei Informationen durch den Juror gegeben.

104 Siehe zur Hilfestellung die entsprechende Liste von Schlüsselwörtern im Anhang.

